Neue Biographien der Selbstmörder

von

[Joh. Friedr. Ernst] Albrecht.

Erster Band.

Sunt, qui ſibi dant mortem, ſunt, qui dare videntur, & reviviſcuntur, nam viventes erant mortui.

Frankfurt und Leipzig, 1800.

1973.314

Stadtbibliothek
Augsburg

Wörtlein an den Leser.

Nicht um den Selbstmord zu vertheidigen, lieber Leser, nicht um ihn zu tadeln, wurde dieses geschrieben. Das beides fühlt sich nur, es sagt sich nicht. Wie du fühlst, so behalte dein Gefühl bei, nur laß es selbst bei jeder dieser Geschichten ohne Vorurtheil bleiben. Betrachte sie mit dem Auge der Nachsicht,

betrachte sie aber auch mit dem Auge des Forschers, dann wirst du lernen können, menschlich sein, und Mensch sein, lieb gewinnen. Selbst diejenigen, denen Trübsinn das Gehirn zerrüttet, wenn sie noch auf den rechten Weg zu bringen sind, werden einsehen, welch eine Kleinigkeit oft der Grund zu einem Selbstmord ist, und wie vielem möglichen Guten andern zu thun der entgeht, der um deswillen die Welt verläßt.

Denen nicht mehr zu helfen ist, denen wird dieses Buch auch nicht schaden. Schön geschildert, süß vorgemahlt ist er hier nie. Ruhe begleitet ihn oft. Und wer diese Ruhe fühlt, könnte man von dem nicht sagen: er ist reif, und von dem Gott oben ward ihm diese? Wer sie fühlt, der kann sie sich wahrhaftig nicht einbilden, denn sie ist nie Werk der Einbildungskraft.

Es ist immer eine Chimäre, wenn man glaubt, denen rathen zu können, die mit dem Vorsaze schwanger gehen. Indessen könnte es doch einen oder den andern aufmerksam machen, wenn er lieset, er habe unrecht, so lange er noch unruhig bei dem Vorhaben sei. Nur vollkommene Ruhe könne es vor der That bei ihm entschuldigen.

Manches unter diesen Beispielen ist würklich von seltner Art. Allein wüßte man die eigentliche Katastrophe so mancher unter den tausenden, die es giebt, so würden sich noch viel seltenere finden.

Ich hatte willens, diesem Bändchen ein möglichst richtiges Verzeichniß der im vorigen Jahre geschehenen Selbstmorde beizubringen, allein es würde zu unvollkommen geworden sein. Für dieses Jahr habe

ich, wenigstens für Deutschland Anstalten getroffen, daß ich es mit dem zweiten Bänd-chen zu liefern gedenke, um wo möglich auch für historische Wahrheit dies Buch nüzlich zu machen.

Geschrieben im September 1788.

Der Herausgeber.

Schrekliche Selbstmörderin aus Schwermuth.

Warum hat Gott gewisse Sünden selbst zu richten, sich vorbehalten?

In einer kleinen Stadt lebte im Mittelstande ein Mädchen, Marie genannt, deren Schönheit viel Bewunderer fand, die ihr bald den Kopf verrükten, und ihr weis machten, diese Reize erhöben sie über ihren Stand, und sie könnte wohl Rechnung auf eine ansehnliche Parthie machen. Doch war ihre Mutter ein vernünftiges Weib, und was jene über sie vermocht hatten, suchte sie in ihr zu unterdrüken. Indessen erlaubte ihr Gewerbe ihr nicht, gewisse junge Leute aus ihrem Hause zu verbannen, die eben diese Begriffe ihrem Mädchen beibrachten. Diese, die es auf die Verführung Mariens angelegt, wußten sorgfältig jeden, der aus dem Mittelstande eine Absicht auf das Mädchen hatte, zu entfernen, und so fehlte es Marien gänzlich an Freyern, so groß auch die Zahl ihrer Bewunderer war.

Unter diesen befand sich ein Fremder, der nachher bekannte, daß er sich blos des Mädchens wegen in dem Orte aufhielt, und den wir Friz Elm nennen wollen. Er zeichnete sich vor jedem jungen Mann aus, war das Bild des schönsten Körpers, und seine Seele schien so vollkommen mit diesem übereinzustim-

men, daß er allgemeiner Liebe und Achtung sich erfreute. Friz Elm konnte auch wohl sehr gut und edeldenkend sein, allein in Ansehung des weiblichen Geschlechts hatte er Begriffe erhalten, die nicht sehr zu dessen Vortheilen abzwekten. Die Ehe war ihm unter einem schrekbaren Gemählde entworfen, und freie Behandlung des andern Geschlechts sehr erlaubt und ausgedehnt gezeichnet worden.

Marien entgiengen weder die körperlichen Schönheiten noch die Geistesvorzüge Friz Elms um so weniger, da sie eine Art von Schwärmerin war, die Tugend zwar sehr hoch schäzte, in der Liebe aber Seelennahrung zu finden glaubte.

Friz Elm, klug genug, alle Schwächen Mariens auszuspähen, hatte bald ihr Herz erobert; war unumschränkter Besizer ihrer ganzen Liebe, und hatte nur noch den Widerstand der Tugend zu besiegen, die bei allen überrumpelten Außenwerken, die sie sonst beschüzen, der Uebergabe sehr nahe ist. Auch Friz Elm siegte; siegte in so schwärmerischem Enthusiasmus, mit überredenden Gründen zur Verzeihung, daß Marien sein Sieg nicht einmal gereuete.

Friz that nach und nach Vorschläge zur Entführung. Er erwähnte nie der Heirath, auch dachte Marie nicht daran. Sie schwärmte in Liebe mit ihm wonnetrunken fort, und wenn sie nicht in seine Wünsche mit ihm wegzugehen willigte, so war die Weigerung nur aus dem Grunde, weil sie ihre Mutter sehr liebte. Endlich aber spürte Marie eine Veränderung,

die sie über den Vorschlag weiter nachdenken ließ. Sie war würklich schwanger, entdekte es Friz Elmen, und forderte ihn nun selbst auf, seinem vorigen Entschlusse nachzukommen. Sie dachte theils, ihre Mutter würde weniger Kummer durch diese Entfernung als durch die Nachricht von ihrer Schwangerschaft ertragen, theils sahe sie kein Mittel, sich der Schande, die in dem kleinen Städtchen nothwendig auf sie haften blieb, zu entziehen, das sicherer gewesen wäre. Bei der Stärke ihrer Einbildungskraft hatte sie tausend Anschläge, wie sie Mutter und Stadt blenden, und allen einen blauen Dunst über die Wahrheit ziehen wollte.

Das war aber gerade Friz Elms Wille nicht. So lange er von ihrer Schwangerschaft nichts wußte, hätte er die Welt mit ihr durchstrichen. Diese Nachricht brachte Kälte in seine Seele, und goß Wasser in seine Glut. Da er aufhörte Marien zu lieben, so war sein Entschluß bald gefaßt. Er verließ die Stadt. Die Nachricht zog Marien einen fürchterlichen Schrek zu. Ihre Mutter, die sie ihr brachte, muthmaßte von dem Augenblik die Wahrheit. Sie drang in sie sich ihr zu entdeken, allein Marie war dazu nicht zu bringen, und leugnete ohne Wanken. Die Mutter hielt zurük, und wollte etliche Tage verstreichen lassen. Marie litt unaussprechlich sowohl an ihrer Seel, als am Körper, wo unbekannte Schmerzen sie quälten. Von diesen wollte sie sich wenigstens befreien, gieng in die

Apotheke, und forderte ein halb Quentchen Rhabarbar, welches man ihr ohne Weigerung gab.

Dieses nahm sie ein, und es wirkte so heftig auf ihr Blut, daß sie noch dieselbe Nacht in ein heftiges Fieber fiel. Der Erfolg war so beschaffen, daß die Mutter sich von der Wahrheit ihrer Muthmaßung überzeugen konnte. Dieser Unfall gieng ihr so nahe, daß sie selbst angestekt ward und noch starb, ehe die Tochter aus dem trostlosen Zustande der Raserei zu sich gekommen.

Endlich näherte sich diese Zeit, und ihre Schwester Felizie war es, die allein bei ihr war, als der erste lichte Augenblik erschien. Sie sahe sich vergnügt um. Guten Morgen Felizie, sagte sie, du traurest; gewis ist die Mutter todt. Dies bejahete ihr jene mit einem Thränenstrom. Weine nicht, arme Schwester, sagte Marie darauf, ich bin schuld daran, aber sie ist glüklich. Gottlob! erwiederte Felizie, daß du nur wieder gesund wirst, was hätte ich arme Waise anfangen sollen? — Du hast mich noch lieb? Schön, Felizie, ich will dich auch recht lieb haben.

Sie bat sie darauf, sie möchte nach dem Pfarrer schiken. Er erschien, und frug sie, was sie von ihm begehrte? — Ich will beichten — Warum das izt Kind? Warten sie bis sie besser sind — Nein, man hat mir es befohlen. Und wo das? — Herr Pfarrer, sagte sie, wenn sie keinem Menschen etwas sagen wollen, so vertraue ichs ihnen. Ich muß todt gewesen sein, denn ich war schon vor Gericht. — Liebes

Kind! sie träumen noch, oder das hat ihnen wenigstens geträumt — Keines von beiden, Herr Pastor, ich habe meine ganze Vernunft wieder, was ich ihnen sage, können sie mir glauben. — Und wie war ihnen denn? — Nicht ganz wohl. Daß es sehr schreklich war, das weis ich. Auch möchte ich mit einem bösen Gewissen nicht mehr dahin kommen. Was ich gesehen habe, und wie es war, das kann und darf ich ihnen und keinem Menschen nicht sagen. Sie werden es einst selbst sehen, und mir recht geben. Aber was man mir sagte, will ich ihnen entdeken. Man war sehr liebreich gegen mich, und wir machen uns in der That eine zu schrekliche Vorstellung davon. Man frug mich, warum ich die Tugend verlassen? Ich konnte nicht antworten, als, das Fleisch habe über den Geist gesieget, der zwar gut bleiben wollen. Man frug mich, ob ich mein Kind hätte umbringen wollen? Ich verneinte das. Man sagte mir, es wäre schon todt gewesen. Darauf ermahnte man mich, der Tugend nun treu zu bleiben. Ich war so gerührt von der Güte, und so voll Ehrfurcht für all das feierliche, daß ich schwören wollte, es zu thun. Darauf sagte man mir, ich sollte nicht schwören, denn man müßte halten, was man beschworen, ich solle es nur versprechen, und solle auch beichten. Man entließ mich ganz freundlich.

Der Pfarrer stellte ihr noch einmal vor, daß sie wohl geträumt haben würde, und daß die Schwäche ihres Körpers ihr diese Einbildung von Seiten der

Seele zugezogen. Herr Pastor, sagte sie: gesezt, wenn Sie das glauben, so stören Sie mich wenigstens in meinem Glauben nicht. Warum kann ich nicht so geschikt zu einer solchen Offenbarung sein, wie andere es waren, warum soll ich nicht das Glük haben können, von Gott einer solchen Aufforderung zur Tugend gewürdigt zu werden?

Der Pfarrer sezte ihr nicht weiter zu. Er ließ sie beichten, sie erholte sich völlig von ihrer Krankheit, und von der Zeit war Sorge für Felizien und Unterdrükung ihrer Leidenschaften, ihre einzige Beschäftigung. Diese lezteren machten ihr sehr viel zu schaffen, denn sie hatte außerordentlich viel Temperament. Sie gieng ein Jahr in Frieden hin. Der Pfarrer besuchte sie zuweilen, und bei jedesmaligem Besuche fand er das Andenken an die Geschichte des Gerichts geschwächter. Sie sagte ihm zulezt, sie glaubte selbst es wäre ein Traum gewesen, er habe aber doch viel zu Erhaltung ihrer Tugend beigetragen.

Nach etwas mehr als einem Jahre gieng sie mit Felizien in einem Holze spazieren, und ehe sie sichs versahe, begegnete ihr Friz Elm. Sie war blühender noch, als sie gewesen, und kaum erblikte er sie, so lag er zu ihren Füßen.

Verzeihung — Verzeihung, rief er, vergieb Marie dem unglüklichen Geliebten. Die unschuldige Seele konnte einmal nicht zürnen; und dann lag er so schön vor ihr, und mit ihm die Erinnerung an selige

Stunden, und das Wallen ihres Bluts trieb sie in einem Enthusiasmus wieder zur Liebe zu ihm hinauf.

Warum sollte ich dir nicht vergeben, sagte sie, da mir Gott vergeben hat? Aber wie konntest du so bösartig sein, und mich verlassen? Friz Elm erdachte eine Geschichte, die und die, und wußte sich so weis zu brennen, daß er, da man ihm alles gern glaubte, wieder in Freundschaft sich einschlich.

Er war so sorgfältig wie das erstemal. Genau spürte er den veränderten Gesinnungen Mariens nach. Er hörte ihre Geschichte aufmerksam an, die jezt nur noch dunkle Zurükerinnerung war, und wartete bis Zeit und Zerstreuung sie ganz verlöschen würden. Hätte er sogleich einen Anfall auf ihre Tugend gewagt, so wäre er gewis zurükgewiesen worden, aber so hielt er damit zurük. Er schlich sich wie ehedem in Herz und Vertrauen. Fürchterlicher als zum erstenmal wirkte das Temperament in Marien, lange noch widerstand sie ihm, da sie schon Elms Zudringlichkeit kaum mehr widerstehen konnte. Aber wer will behaupten, ein Mädchen falle in solcher Lage nicht. Marie fiel zum zweitenmale, und wurde weit unglüklicher. Denn kaum hatte Friz Elm ihre Gunst genossen, als er einer Reihe von Vorwürfen, und einem lästigen Leben, wohl gar einem Zwange zur Ehe entgegensahe, welches alles ihm unerträglich war, und treulos verlies er sie sogleich wieder.

Diesmal erschrak Marie nicht, als sie es hörte. Er schrieb ihr selbst, und schikte ihr eine Summe Gel-

des. Das hätte ich nicht geglaubt, sagte sie zu Felizie. Geh, Schwester, trag das Geld ins Armenhaus, Ich mag es nicht.

Marie wußte es, daß sie wieder schwanger war, aber sie war ruhig. Sie hatte keine Mutter mehr zu betrüben. Ihre Schwester war so liebreich, daß sie ihr Leiden ihr tragen half. Ich werde mein Kind ernähren, sagte sie, und doch so glüklich sein. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Wie der dritte Monat ihrer Schwangerschaft heranrükte, wurde sie ängstlich. Die geringste Kleinigkeit schrekte sie, und einmal in der Nacht fuhr sie plözlich auf, und schrie mit einer fürchterlichen Stimme: Mutter! Mutter! Felizie erwachte darüber, suchte sie zu beruhigen, und so erreichte sie im ängstlichen Schlummer den Morgen. Wie sie aufstand, bemerkte sie den nemlichen drükenden Schmerz, den sie das vorigemal nach dem Schrek bei der Nachricht ihrer Mutter wahrgenommen.

Sie gieng zu einer Hebamme um sich bei ihr Raths zu erholen. Diese gab ihr den traurigen Trost, ihr Kind sei todt, und sie müßte sich ruhig verhalten, bis die Natur sie von der Last befreiete.

Bei der Nachricht, ihr Kind sei todt, wurde Marie blaß und ohnmächtig. Im Augenblik stand jene schrekliche Szene, die sie dem Pfarrer erzählt, ganz vor ihre Seele. Die Hebamme brachte sie zu sich, und darauf nach Hause. Hier wuchsen ihre körperliche, so wie ihre Seelenleiden. Sie wußte, welches Mittel sie

von den ersten befreien könnte, und zweimal hatte sie die Rhabarber schon in der Hand. Aber sie muthmaßte eben so gewiß, daß die Folgen die nemlichen sein würden. Nein, sagte sie, als sie einmal glaubte, Felizie wäre abwesend, die aber noch im Zimmer war, ich kann nicht vor das schrekliche Gericht wieder treten. Ich habe mein gegebenes Wort nicht gehalten. Man wird mich nicht mehr liebreich, man wird mich schreklich aufnehmen. Ich werde nun als Sünderin da stehen, wo ich vorher als unwissende Schuldige stand.

Felizie lies sich hierauf sehen, und Marie erschrak: aber da sie einmal so viel wußte, so erzählte sie ihr auch alles. Felizie sprach ihr schwesterlich Muth ein. Sie wachte immerfort bei ihr, denn Mariens einzige Bitte war, sie sollte sie nicht einschlafen lassen, denn sonst würde sie schreklich träumen. Mitten in ihren Leiden frug sie Felizien oft: Ob nicht Friz Elm ein schöner Mann wäre? Felizie mußte das bejahen, wandte aber alles mögliche an, den Namen, und den Mann ihr aus dem Gedächtnisse zu bringen. Ich will ihn wohl vergessen, sagte sie endlich, aber ob du ihm vergeben wirst? Felizie wurde verlegen. Ich habe es wohl gemerkt, sagte Marie darauf, daß du ihm auch gut warst. Aber, wenn er wiederkommen sollte, Felizie, wenn er dir Anträge machen sollte, so laß dich nicht anders mit ihm ein, als wenn er dich heirathet.

Du schwärmst, antwortete ihr Felizie. Ich werde jemals Anträge von dem anhören, der beinahe an dir zum Mörder geworden! — Er ists,

ich werde bald sterben. Und wenns nur recht bald wäre.

Die folgende Nacht war eine der schreklichsten für sie. Sie schrie vor Schmerz. Zweimal war sie im Begriff ihr Pulver einzunehmen, zweimal hielt sie sich wieder davon zurük. Alle Augenblik schrie sie auf: Felizie! laß mich nicht schlafen. Fürchterlich würden sie vor mir stehen, die Richter vor die ich treten muß. O ich bin unaussprechlich elend. Friz selbst würde Mitleiden mit mir haben, wenn er das wüßte — Ein andermal war sie sanfter: Ich kann dirs nicht sagen, Felizie, wie es dort war, allein ich sahe welche, denen die Haare zu Berge standen. Dennoch sprach man sie liebreich an. Ich glaube auch, man würde mich wieder liebreich ansprechen, allein ich könnte nicht mit dem Zutrauen antworten. Ich würde ganz gewiß vor Angst zu Grunde gehen.

Die Nacht gieng unter abwechselndem ängstlichen Schlummer, und schreklichen Wachen hin: Der Morgen brachte keine Linderung. Hartnäkig hatte Marie bisher alle Hülfe eines Arztes verweigert, jezt brachte Felizie halb mit Bitten halb mit Gewalt sie dahin, daß sie ihr zugab nach dem Arzte zu gehen, der ihr das vorigemal geholfen. Eine Magd blieb bei ihr.

Felizie war kaum zum Zimmer herausgegangen, als die Schmerzen heftiger, und ihr ganz unerträglich wurden. Sie forderte einen Löffel Wasser, und nahm in diesem Uebermaaß der Angst das Pulver ein. Sie wurde in der That ruhiger, aber auch gleich etwas

verwirrt. Kordelchen, sprach sie zur Magd, ich muß nun gleich vor das Gericht, was andre Menschen erwartet, wenn sie sterben, was mich aber vorher trift. Da wirds schreklich zugehen, habt Mitleiden mit mir, und betet für mich. Ich werde schlecht da bestehen. Hütet euch ja und traut keinem Manne.

Auf einmal sprang sie aus dem Bette. Nein, schrie sie, ich will nicht, ich kann nicht vors Gericht. Mein Kind ist todt, ich will auch sterben. Todt, todt, todt will ich sein. Sie wollte bei den Worten zur Thüre hinaus, allein die Magd hielt sie auf.

Was, rief sie, ihr wollt mich aufhalten, ihr wollt machen, daß ich jenem schreklichen Gerichte erscheinen muß? Geht, ihr seid ein unbarmherziges Geschöpf.

Ach Gott! sagte die erschrokne Magd, ich will ja ihnen nichts Böses wünschen, noch thun. Schiken sie doch nur zum Pfarrer — Ja, zum Pfarrer, sagte sie, laufe hin, Kordelchen, hol ihn mir. Kein besseres Werk glaubte das Mädchen gar nicht thun zu können, und unter der Bedingung, daß sie sie einschließen dürfte, gieng sie weg. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so riegelte Marie diese inwendig zu. Geh nicht zum Pfarrer, geh nicht, sagte sie, ich gehe schneller, ich springe zum Fenster hinaus ins Wasser.

Unten lief der Strom weg, daran hatte Kordelchen nicht gedacht. Das arme Mädchen stand vor der Thür, und lamentirte, bat um alles willen, was sie aus ihrer Religion nur wußte, und Felizie kam nun

auch dazu. Diese bat nur einmal. Als Marie ihr darauf antwortete: Nein Schwesterchen, leb wohl, ich muß fort, ich muß die schrekliche Last los sein: so versuchte sie die Thüre aufzusprengen.

Beim ersten Schlage davor hub Marie gewaltig an zu schreien, der Lerm mochte auf ihre Nerven wirken. Sie ist da, sie ist da die Stunde! waren ihre lezten herausgedrukten Worte. Sie hörten jezt ein Fenster mit Gewalt aufreißen, und bei dem zweiten Schlage, da die Thür aufsprang, war sie auch schon unten. Ein Schlag mit dem Kopf an die Mauer, hatte ihrem Leben schon ein Ende gemacht, ehe sie herunterkam, und Felizie rettete Kordelchen nun vom Nachspringen. Sie wurde aufgehoben, und als eine wahnsinnige Kranke betrachtet, wurde gar keine weitere Untersuchung angestellt.

Wie Felizie sich etwas erholt hatte, küßte sie sie auf den blassen Mund, und sagte: Gottlob! Schwester, du hast ausgelitten.

Friz Elm hatte sich in einem benachbarten Städtchen aufgehalten, und schon die Nachricht, daß Marie sein Geld dem Armenhause geschenkt, hatte ihn für sie eingenommen, doch konnte er sich troz einigen Reizungen dazu nicht überwinden, zu ihr zu gehen.

Die neue unglükliche Botschaft erhielt er noch am nemlichen Tage, und sie schrekte ihn unbeschreiblich. Ihr ganzes Bild, und ihre Liebe stand vor ihm. Er sahe und fühlte zu gleicher Zeit sein großes Unrecht.

Er machte sich noch in der Nacht auf den Weg, und schlich betrübt Mariens Wohnorte zu.

Wie er ins Haus trat, sahe ihn niemand. Felizie hatte eben den Sarg verlassen, indem das unglükliche Opfer, weis wie die Unschuld, da lag. Er trat also ins Zimmer, wurde eben so wenig bemerkt, kniete am Sarge nieder, und lies Thränen auf die Hand der Erblaßten fallen.

Felizie erschrak nicht wenig, wie sie ihn erblikte, aber seine Stellung und seine Thränen ließen sie errathen, was in seiner Seele vorgieng, und im Namen ihrer todten Schwester freute sie diese Rükkehr. — Könnte ich sie ins Leben weinen, waren seine Worte, wie gern wollt' ich es. Ich, ich allein bin an diesem schreklichen Ende schuld. Ein Wort des Trostes hätte sie gerettet. Unglüklicher Elm! Noch unglüklichere Felizie!

Und noch unglüklichere Marie, sezte Felizie im Ausdruk des vollesten Schmerzes hinzu.

Nein, nicht das, erwiederte ihr Elm. Die Unschuld kann nicht unglüklich sein, wenn sie dieses Leben verläßt, aber sie war unschuldig. Ich weis das am besten, wie wenig ihre Seele Theil an der Verführung hatte. Sie war zu gut für diese Erde, sonst hätte der Himmel mir den Gedanken eingegeben, sie mir zum Weibe zu nehmen, und da wäre ich der seligste aller Sterblichen gewesen.

Der Tag des Begräbnisses Mariens war ein schreklicher Tag für Elm und für Felizien. Sie wein-

ten ihn gemeinschaftlich durch. Felizie dachte nicht daran, Elmen Vorwürfe zu machen. Ihre Schwester hatte ihm ja während ihrer Leiden keine gemacht, sollte denn die duldsame Seele ihrer Schwester nicht auch in ihr wohnen?

Sie räumte Elmen Mariens Zimmer ein, und keine größere Wohlthat hätte sie ihm thun können. Ein ganzes Jahr bewohnte er es in stillem Gram, und nur die Zeit vermochte seine Traurigkeit in etwas zu hemmen.

Felizie lebte auch still und oft weinend. Was die Welt von ihr sagte, die nicht unterließ über ihr Betragen gegen Feiz Elm Glossen zu machen, kümmerte sie nichts. Ihr war das Bewußtsein ihrer Unschuld die sicherste Schuzwehr gegen alle Verläumdungen. Allein, daß die anhaltende Betrübnis des jungen Mannes in ihr nicht Achtung und selbst Liebe für ihn zuwege gebracht hätte, läßt sich nicht läugnen. Sie sahe ein, daß sein Fehler mehr Verirrung als böses Herz gewesen, und sie sahe ihn nicht allein oft mit Bliken an, die ihm viel hätten verrathen können, sondern sehr oft fiel ihr auch das Gespräch ein, was sie am Krankenbette ihrer verstorbenen Schwester über diesen Punkt mit ihr gehabt.

Friz Elm brauchte, als der Urheber dieser ganzen traurigen Lage, etwas länger Zeit, um sich wieder an Freuden zu erinnern. Aber endlich merkte er nicht blos Feliziens Gesinnungen gegen sich, sondern er fühlte auch einen Beruf, Mariens Schwester wieder glüklich

zu machen, da er sie in Leiden versezt. Er war reich. Er trug ihr sein Vermögen und seine Hand an.

Ich würde nie dies gewagt haben, sagte er, wenn ich nicht Mariens Seele in ihnen gefunden, Felizie, und wenn ich nicht ihnen durch ewige Vereinigung ewige Reue über mein Vergehen zeigen wollte. Was ich zu ihrer Glükseligkeit beitragen kann, das will ich thun.

Jezt entdekte ihm Felizie, daß sie ihn schon zu der Zeit geliebt, da ihre Schwester die Göttin seines Herzens gewesen, und daß diese selbst den Wunsch ihrer Vereinigung geäußert. Sie gab ihm ihre Hand, und sie leben in der innigsten glüklichsten Ehe, die man sich denken kann, und feiern alle Jahr den Todestag Mariens mit tausend Thränen.

Ists denn möglich, daß ein Mensch des andern Teufel und des dritten Engel sein kann?

Graf von A*, Selbstmörder aus Liebe.

Vier Töchter, eine schöner wie die andere, Ideale zu Grazien, machten die Freude eines vortreflichen Vaters und seiner liebenswürdigen Gattin aus. Vom Himmel nur mittelmäßig mit Glüksgütern versehen, genossen sie doch seine Gaben und die Freuden, die er auf die Erde ausstreuet, dankbar und mit einem seligen Gefühl. Herr von W, so wollen wir den Schöpfer dieser Meisterstüke der Natur nennen, war ein Mann, der mit einer strengen Oekonomie die Kunst verband, zu glänzen, ohne zu verschwenden: und das

war der Grund, warum er bei seinen mittelmäßigen Renten für einen reichen Mann gehalten wurde. Zehn Jahre noch vom Himmel zu seinem Leben zugesezt, würden ganz gewis eine Reihe von Unglüksfällen von seinem Hause, und das Verderben von zwei Töchtern abgewendet haben.

So aber sollten sie die prüfende Hand des Himmels fühlen. Herr von W starb, ohne seine Kinder erwachsen, vielweniger versorgt zu sehen, ja ohne einmal ihrem Charakter die Festigkeit gegeben zu haben, die ihnen nöthig gewesen wäre, um den Stürmen des Zufalls Troz zu bieten. Seine Gattin, so liebenswürdig sie war, hatte den Fehler aller Mütter, sie war zu zärtlich. Sie liebte ihre Kinder zu sehr, um ihnen Kleinigkeiten abzuschlagen, womit aber wichtige Dinge so oft vermengt wurden, daß Frau von W sich immer mehr und mehr vom Wohlstande herunter gebracht sahe.

Indessen waren die Töchter herangewachsen, hatten Reize um die halbe Welt zu bezaubern. Laune, Wiz, Verstand, Unterricht in allem was zum Galanten eines Mädchens ihres Standes gehört, fand man in möglichster Vollkommenheit: nur Geld, dieser unentbehrliche Anhang eben ihres Standes, worüber der Bürger so glüklich hinweg sehen kann, fehlte, um ihnen das glänzendste Loos zu bereiten.

Noch war die eigentliche Lage der Frau von W nicht bekannt geworden. Man hatte sie auf dem Fuß fortleben sehen, wie ihr Mann lebte, und glaubte sie die Besizerin von eben so viel als sie nöthig hätte, um

ihren Kindern eine mäßige Aussteuer zu geben. Bei den Bewerbungen um sie entwikelte sichs, und mußte es sich entwikeln, daß sie fast so viel als nichts hatte. Viele Bewerber sprangen ab, und Frau von W nebst ihren Töchtern sahen sich von einem Zirkel verlassen, der sie bisher umschwärmt hatte, und fühlte zum erstenmale, daß es eine gewisse Gattung menschlicher Gesellschaft gebe, in welcher man ohne Geld so gut als tod anzusehen ist. Hätte ihr Mann noch gelebt, so wäre theils dieses anders gewesen, theils würde er die Wahl des Umgangs seiner Töchter auf einem andern Fuß getrieben haben, hätte nicht jedem Flattergeist, jedem Süßling den Zutritt gelassen.

Frau von W sahe sich also eine Zeitlang verlassen, aber auch nur eine Zeitlang. Denn bald kamen nach einer kleinen Pause all' die Herren, die vorher ihre Töchter umschwärmt, wieder, aber in ganz andern Absichten. Frau von W dachte zu tugendhaft, um auch nur den Anschein geben zu wollen, daß ihre Töchter je anders, als ehelich, an Mann gebracht werden sollten, und einige ernstliche Auftritte verschaften ihr eine Hochachtung von Seiten des Publikums, die sie vorher noch gar nicht gehabt. Die Reize ihrer Töchter mit Tugend verbunden, fanden eine andere ernstere Gattung von Liebhabern, und bald wurden zwei derselben, die älteste und die dritte an Männer verheirathet, die ihnen zwar kein glänzendes Leben verschaffen konnten, davor aber ein ruhiges mittelmäßiges,

und die ihrer Mutter die beschwerliche Sorge für ihre Nachkommenschaft abnahmen.

Jezt blieben der Frau von W noch zwei Mädchen, Friderike die zweite und Karoline die jüngste übrig, welche leztere noch als ein Kind zu betrachten war.

Friderike war eigentlich ihr Liebling. Schwärmerischen Sinnes hatte sie viel ähnliches von dem was die Mutter in jüngern Jahren gewesen war. Frau von W war in vielen ihrer Grillen von ihrem Manne gestört worden, hatte damals geglaubt, er habe Recht, fand aber jezt an den Thorheiten Friderikens auflebendes Wohlgefallen, sahe ihr so viel durch die Finger, daß sie Schwärmerin ohne System wurde. Mit ihr schwärmten unter der Zahl ihrer Anbeter insbesondre zween, Herr von T* und Graf A*. Der erstere war in fürstlichen Diensten, besaß körperliche Vorzüge, so wie Fähigkeiten des Geistes, die nicht gemein waren. Aber er war arm, und daher hemmte der Gedanke, er könne Frideriken nicht glüklich machen, oft seine schwärmerische Liebe. Sie gieng nicht so weit, daß sie des Mädchens Kopf füllte, und ob sie gleich ihn sehr gut leiden konnte, so hatte doch Graf A* mehr bei ihr gewirkt. Dessen Liebe für sie war das Ideal, welches sie sich gebildet, und ohnstreitig würde dieses Paar nicht lange Hymens Altar von weitem betrachtet, sondern sich ihm bald genähert haben, wenn den Grafen nicht gewisse Verhältnisse zum Zaudern genöthigt hätten. Er hatte nicht nöthig für die Zukunft besorgt zu sein, aber sein künftiges großes Glük war in den Händen

einer alten Tante, die, so viel sie hatte, doch sehr stark darauf hielt, immer mehr zu haben, und der es ein Greuel war zu hören, daß ihr Neffe ein armes Mädchen heirathen wolle. Vergebens versicherte Graf A* ihr in allen seinen Briefen, keine andere als diese könnte ihn glüklich machen, vergebens stellte er ihr vor, daß manches Glük keinesweges in Reichthum bestände, worin sie es sezte: vergebens rief er ihre Liebe an. — Ihr Erbarmen war nicht zu erweichen, hart und kalt schlug sie im ewigen Einerlei ihres Tons sein Gesuch ab. Sogar bemühte sie sich, ihm den Charakter Friderikens verdächtig zu machen, und als alles das nicht fruchten wollte, drükte sie ihre Willensmeinung in den sehr verständlichen Worten aus, wenn er nicht von dem Mädchen abließe, würde sie ihn enterben.

Diese Nachricht traf den Grafen in dem kritischsten Zeitpunkt seiner Liebe an. Sie war aufs höchste gestiegen. Er fühlte an Friderikens Bliken seinen Himmel, sahe er sie nicht, und sahe sie ihn nicht, so waren beide das Opfer dieser Melancholie. Herr von T. der auch noch oft sie besuchte, konnte nur sein Unglük beklagen, und es gab Augenblike in denen selbst Graf A* sowohl als Friderike ihn herzlich beklagten, selbst ihn trösteten. Er wußte es nun nicht besser, als daß der Unglükliche unter den dreien wäre, und dem Grafen A* das Glük beschieden.

Ueber den Brief der Tante weinten alle drei. Jezt gieng dem Herrn von T. das Unglük seines Freundes äußerst nahe. Er gab ihm den Rath, selbst

zur Tante zu reisen, und zu versuchen, ob er durch mündliches Anhalten nicht mehr ausrichten könnte, als schriftliche Bitten bewerkstelligt hätten. Friderike sezte sich zwar dawider, aber da der Graf den Ausschlag gab, so war sie überstimmt und mußte nachgeben.

Die Trennung war peinlich schwermüthig, und dem Herrn von T. wurde die sorgfältigste Freundschaft und Aufmerksamkeit anempfohlen.

Gerade in der Zeit der Abwesenheit des Grafen erschien in der Residenz, in welcher Frau von W. wohnte, eine von den Seltenheiten, die unser teutscher Erdstrich alle 50 Jahr einmal zu sehen bekömmt, und durch die tausende sich blenden lassen, einem gefährlichen Elemente, und den noch gefährlichen Küsten einer andern Welt sich anzuvertrauen. Ein reicher Mann aus Ostindien traf ein, der als armer Mann die Stadt verlassen, und gegangen war, sein Glük zu suchen. Kein anderer war dieser Irrläufer als ein Vetter des verstorbenen von W. Er hatte den Gedanken nicht ertragen können, vom Schiksal ausgezeichnet verstoßen zu sein. Die Wege, sein Glük in seinem Vaterlande zu poußiren, waren ihm zu langwierig, mit zu vielen Büken verknüpft, wovon er kein Freund war, und seine Familie war ihm im Wege, nicht, weil sie sein Glük nicht wünschten, sondern weil sie andere Gänge dazu für vernünftiger hielten, als die er wählen wollte. Eben Friderikens Vater war durch eine Ermahnungspredigt, die er an seinen Vetter hielt, die Ursache, daß

dieser heimlich und unbemerkt davon gieng und nach ein und zwanzig Jahren als fast oder ganz Millionair wieder erschien.

Wenn man nach so langer Zeit sein Vaterland wieder sieht, an ländliche Freuden sich wieder zurük erinnert, so regen sich Gefühle auf, die in dieser Zeit unter Zerstreuung, Geschäften und Mangel an Erinneruug erstikten. So giengs dem Herrn von W. Er war unter dem fremden Himmelsstriche, unter dem Anblik von Sklaverei auf allen Seiten rauh und unempfindlich geworden, allein der Anblik lauter froher heiterer Menschen, der Gedanke allgemeiner Freiheit, der Anblik Menschen, denen er und die ihm angehörten, da er vorher niemanden angehört hatte, stimmten sein Herz um, er lies Thränen im Zirkel seiner Familie fallen, brachte durch diese und seine Wohlthaten dankbare Gegenthränen hervor, und wenigstens waren die ersten Augenblike, die er dort verlebte, wonnevoll.

Herr von W hatte die Liebe noch nicht gekannt, obgleich er verheirathet gewesen war. Eine Schwarze mit einem unermeßlichen Reichthume hatte sein Glük gegründet, und mit ihrer Hand ihm ihr Vermögen zugebracht. Diese konnte er wohl schwerlich lieben. Er lebte mit ihr, sammelte mit ihr Schäze, und war bei ihrem Tode so gleichgültig, wie er bei ihrer Hochzeit gewesen war.

Friderikens Schönheit wirkte jezt in dem halben Greis ein unempfindsames Feuer. Freilich nicht mit

der Stärke, mit der sie auf den Graf A* oder Herrn von T* gewirkt hatte, aber sie regte doch den Wunsch des Besizens in ihm auf, und er glaubte leicht, das Recht zu haben, diesen Besiz zu erlangen, da er Frideriken das glänzendste Glük versprechen konnte. Geld machte, daß er die Vorzüge andrer sehr verdunkelt fand, und daß tausend kleine Unannehmlichkeiten an sich selbst ihm verschwanden.

Er wandte sich zuerst an die Großmutter der Frau von W die im Hause noch lebte, ein altes gutes Mütterchen, das von allen geliebt wurde, weil alle von ihr geschmeichelt wurden. Die Freude des Alten war unbeschreiblich. Mit Hand und Mund sagte sie ihm alles zu, denn sie wußte nicht, daß ihr liebes Enkelchen viel, viel wider den Vorschlag würde einzuwenden haben.

Die Mutter wurde die erste Vertraute von ihr, und diese schüttelte den Kopf schon ganz gewaltig. Aber freilich mußte sie am ersten dazu einstimmen, da es nicht zu leugnen war, daß ihrer ganzen Familie Wohl gegründet wäre, sobald das Mädchen ja sagte. Indeß traute sie sich nicht, ihrem Lieblinge es zu eröffnen, ohne Unterstüzung dabei zu haben. Die beiden verheiratheten Schwestern, und die Großmutter waren es, die ihr hierbei hülfreiche Hand leisten sollten.

Das bestimmte Opfer kam in diese Versammlung ohne es nur zu ahnden, daß dergleichen vorgehen könnte. Nicht mit der gewöhnlichen lachenden Heiterkeit, denn ihr Graf war nicht bei ihr, aber doch so schwer-

müthig wie sie jezt oft war, frug sie: was denn der feierliche Ernst bedeute, den sie auf allen Gesichtern zu sehen glaubte.

Wenigstens nichts schlimmes für dich Friderike, sagte die Mutter —

Nichts weniger, fiel die älteste Schwester ein, als eine Bitte an dich, durch deren Gewährung du uns alle verbinden wirst —

Nicht das allein, verfolgte die jüngere Schwester, sondern unser Glük, sondern das Glük deiner ganzen Familie machst —

Nun folgte noch ein Hagel von Schmeicheleien, Lobpreisungen, Versicherungen einiger Dankbarkeit, und was dergleichen mehr war, so daß Friderikens Geduld endlich riß, und sie rief: Nun so macht nur ein Ende, damit ich weis, woran ich bin.

Jezt stand die Großmutter auf. Das Mädchen hat Recht, sagte sie, was soll auch das ewige Fragen und Präambuliren. Friderike, es ist die Rede von einem reichen Manne, den du nehmen sollst —

Von einem reichen Manne, lachte Friderike, die noch nichts muthmaßte, laut auf. Wo wäre denn der reiche Mann, der mich so auf einmal haben wollte?

Ja, das glaubst du wohl nicht, daß unser Vetter W der Millionair, um dich angehalten hat. Stell dir dein Glük nur recht vor.

Bei den Worten entsank alles Leben aus Friderikens Seele. Blaß und entstellt saß sie da, und sagte

mit gebrochener Stimme: Will man mich ins Grab stürzen?

Jezt drängte sich alles um sie her, um sie mit Bitten zu übertäuben. Jede hatte ihre Gründe anzuführen, und bat um ihr Glük.

Ihr sprecht alle für euch, sagte Friderike, und keine denkt an mich, daß ich ein verlornes, unwiderbringlich verlornes Opfer werde. Bedenkt nur selbst, welchem Manne ihr mich geben wollt. Einem halben Wilden, der die Natur mit Füßen tritt, der von keinem Gefühl mehr etwas Gutes weis. Forscht einmal in die Auftritte seines geheimen Lebens, und sagt mir dann, ob es möglich ist, daß ein Weib bei ihm es erträglich finden, geschweige denn glükliche Tage zählen könnte. Und nun nehmt gegen ihn den Gegenstand meiner Liebe, der so ganz das Ideal von allem ist, was man schön und vollkommen nennen kann, und neben diesem steht wie Seligkeit und Hölle. Und muß denn der eine Million haben, der euch glüklich macht? kann Graf A** der auch reich ist, es nicht auch? Er soll das für euch thun, was dieser, der im Grunde bei allem seinem Reichthum Kniker ist, thun würde.

Man sezte ihr natürlich entgegen, daß des Grafen A** Familie nie die Einwilligung zu dieser Heirath geben würde, und Friderike fieng hier erst an zu weinen, denn bisher hatte sie noch keine Thräne vergossen. Jezt lag die Last der ganzen Welt auf ihr. Jezt fühlte sie erst ihr Unglük, da sie nicht fühllos gegen ihre Familie war. Diesen Augenblik benuzten jene auch,

stürmten in sie, und nur blos unter der Bedingung, daß wenn der Graf auf keine Art es dahin bringen könnte, ihr seine Hand geben zu dürfen, versprach sie dem Ungeheuer, wie sie den Herrn v. W nannte, sich zu opfern.

Seit diesen Tagen war sie nicht ohne Thränen. Herr von T. erfuhr gleich ihr Unglük, und berichtete es seinem und ihrem Freunde, rief Himmel und Erde auf, ihn zu bewegen, seine Sache zu beschleunigen, und entschuldigte Friderikén über den Schritt, den sie gethan, als ob sie seine Schwester gewesen wäre.

Graf A*, troz seiner Liebe zu ihr, war hierin nicht mit seinem Bruder einig.

Und wenn, sagte er, zehn Millionen mir angeboten wären, und wann tausend Familien mich aufgefordert hätten, nimmermehr hätte man es von mir sollen herausloken, daß ich nur möglich von dir lassen könnte. O Friderike! Friderike! deine Liebe gleicht nicht der meinigen.

Er eilte insgeheim zu ihr. Sie flogen sich in die Arme. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe, aber ihr liebevolles Gesicht und thränendes Auge stellten ihn bald wieder zufrieden. Mit dem innigsten Schmerz erfuhr sie, daß er auch nicht die entfernteste Hofnung von seiner Tante habe, sahe seine Wuth darüber, die bis zur Raserei stieg, und beruhigte ihn mit der Versicherung, sie würde Mittel finden, dieser verhaßten Verbindung zu entgehen. Damals glaubte sie das auch gewis, konnte nicht voraussehen in das schrekliche Loos der künftigen Tage.

Aber kaum hatte sich der Graf entfernt, als das Stürmen der Familie aufs neue angieng. Friderike war anfangs standhaft, hofte auf einen Brief, worin ihrer süßen Hofnungen endliches Ziel, die Einwilligung der Tante, erfolgen sollte. Sie hatte mit dem Grafen abgeredet, daß er ihr die ganze Lage der Sache, wie sie wäre, vorstellen sollte, und das war gerade das gefährlichste Mittel. Des Grafen Tante hatte ihren Neffen auf ihrem Schlosse so zu verwahren und einzusperren gewußt, daß kein Brief von ihm zu Friderikon kommen konnte. Alle die er empfangen sollte, brach sie auf, und schrieb der Großmutter Friderikens, da sie eine andere Verbindung für ihren Neffen gefunden, in die er auch eingewilligt, so möge man die Verliebte auf vernünftige Wege zu bringen, und sie von ihrer unbesonnenen Leidenschaft zu heilen suchen." Der Brief enthielt überdies noch eine Menge Anspielungen und Versicherungen, daß der Graf keine Parthie für ein solches Mädchen sei, daß man es gut fand, Friderikon diesen Brief selbst in die Hände zu geben, die zwar nicht glaubte, was er enthielt, doch aber in der äussersten Verlegenheit wegen ihres gegebenen Worts war. Sie nahm ihre Zuflucht zu dem Herrn von T. Diesen hatte des Grafen Stillschweigen, denn auch seine Briefe waren aufgefangen, so zweifelhaft, wie Friderikon selbst gemacht. Er versicherte ihr, er glaube wohl, daß sich der Graf habe können zureden lassen: und schwamm sie gleich dieser Untreue wegen

in Thränen, so fand sich ihr Stolz doch sehr beleidigt, daß sie so leicht aufgeopfert werden konnte.

Sie bat noch vier Wochen Bedenkzeit, dann, wenn sie keine Nachricht bekäme, wollte sie in das Verlöbniß mit Herrn von W willigen. Die vier Wochen giengen vorüber, und sie bekam keinen Brief. Sie wurde vom Herrn von T. auch noch gedrungen ihrer Familie nachzugeben. Nicht aus dem Grunde, weil er nicht glaubte, sie wäre besser für ihn, als jenen, aber er war ein Weichling, der theils an die Unmöglichkeit sie zu besizen glaubte, theils von der Familie erweicht, und in ihr Interesse gezogen war. Also gieng das schrekenvolle Verlöbniß öffentlich und feierlich vor sich, und man ermangelte von Seiten der Familie nicht, der Tante des Grafen Nachricht davon zu geben. Ihrerseits schrieb sie auch selbst an ihn, in den rührendsten klagenreichsten Ausdrüken, und klagte ihn als den einzigen Urheber aller dieser Leiden, und ihres unglüklichen Schiksals an.

Aber sorgfältig bewahrte die Tante diesen Brief Friderikens, und gab ihm nur jenen, mit dem Zusaze: Friderike befinde sich munter, wohl und vergnügt.

Der Graf war einer der Gläubigen, die zufrieden sind, ohne zu sehen. Seine Leidenschaft hatte ihn unglüklich gemacht, aber troz dem Unglük, und dem Bewußtsein ihrer Untreue, blieb er Frideriken noch äusserst zärtlich. Er hatte den Begriff, das Weib sei schwächer als der Mann, und vergab deswegen, ohne

sich es vergeben zu können, daß er unglüklich war. Sein Temperament war weich, selbst seine Tante gieng ihm nahe, alles in der Welt lag seinem Herzen an, nur er selbst nicht.

Das hätte sich die Tante nicht träumen lassen, daß ihres Neffen Liebe bis zur Verzweiflung gehen könnte. Und dies war in der That der Fall. Nur wurde dieses Uebel bei ihm nicht laut, und kam nicht bis zur Wuth. Still und ruhig betrachtete sein Geist sein Dasein auf dieser Welt, und fand, daß er hier überflüßig wäre. Nur in Frideriken hatte er gelebt, und für sie hatte er leben wollen, und das konnte er jezt nicht. Dieser Zwek seiner Bestimmung hörte auf. Er beschloß also an dem Tage zu sterben, an dem sie ihm auf ewig entrissen würde. Er forschte bei der Tante nach dem Tage der Hochzeit. Sie ließ sich ihn schreiben, und sagte ihm denselben. Er erwartete ihn in stiller Betrübnis.

Drei Tage vor diesem traurigen Morgen schrieb er folgenden Brief:

Friderike!

Du bist mir untreu geworden, aber Deine Seele ist es gewis nicht. Es war blos körperliche Schwachheit, die Dich von mir trennte. Indessen habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu thun. Freude und Leid konnten mich ohne Dich nicht mehr rühren, und ein gleichgültiges Leben zu führen bin ich nicht Philosoph genug. Ich verlasse diese Welt in dem Augenblik, in dem Du mich verläßt. Früh zwischen

11 und 12 Uhr in der Stunde deiner Verbindung verbinde ich mich Dir mit ewiger Beständigkeit. Daß dieser Brief Dein eingebildetes Glük nicht störe; giebts aber eine Ewigkeit, so hoffe ich Dich rein von diesem Fehler einst wieder zu sehen.

Dein

Graf A*

todt wenn du dieses ließt.

Den Brief sandte er an einen seiner Freunde an den er vorher nie geschrieben, und das betrog die Tante. Sie lies ihn durch, weil sie nicht glauben konnte, daß er etwas an Frideriken enthielte.

Der Tag erschien. Graf A* gieng an dem heitern Morgen desselben noch lange spazieren, sezte sich immer fester in seinem Entschlusse, und kam in der zehnten Stunde zurük. Seine Tante beobachtete ihn genau, frug ihn, was er mache und erhielt die ganz ungezwungene natürliche Antwort: Er befinde sich sehr wohl. Sie triumphirte schon über seinen Sieg. Ihr Triumph währte nicht lange.

Nach 11 Uhr stellte sich der Graf mit dem Degen in der Hand vor Friderikens Bild. Es ist also beschlossen sagte er. Ich muß sterben, ohne dich zu besizen. Unglükliches Mädchen, sezte er hinzu. So muß ich dich wohl nennen, denn du wirst ein Opfer viehischer Wollust. Ha! ich wähne, daß dies der Augenblik ist, in dem du das fürchterliche Ja aussprichst. Geschwind daß ich dich noch von Untreue rette.

Mit diesen Worten durchborte er seine Brust und war glüklich genug gerade das Herz zu treffen. Er sank ohne irgend ein Zuken.

Wie es zwölf war, trat seine Tante herein und erblikte ihr Werk. Gott! was hast du gethan, schrie sie aus Leibeskräften! Gott, was hab ich gethan. Ich bin dein Mörder, hätte ich dir doch das Mädchen gegeben. Jezt wars zu spät. Ihr Haarausraufen half nichts. Sie mußte froh sein, daß es verborgen blieb und die Welt glaubte, der junge Graf sei an den Blattern gestorben.

Friderike bekam den Brief gleich wie sie nach der Trauung ins andre Zimmer gieng. Sie weinte sehr, aber den Eindruk, den man hätte erwarten können, machte es doch nicht auf sie. Es sei nun, daß sie glaubte, es würde nicht geschehen sein, oder daß sie würklich durch die Zuthätigkeit und das schmeichelhafte Betragen des Herrn von T. etwas von der Neigung zu ihm verloren: genug, die Familie, obgleich sie ihr den Brief aus den Händen zu spielen wußten, machte den Schluß, sie hätten nicht viel von dieser Revolution zu fürchten.

Auch sagte Friderike der ganzen Familie kein Wort, noch weniger klagte sie öffentlich, und Herr von T war in einsamen Augenbliken Theilnehmer ihrer Klagen über den Grafen, desto lauter waren sie über ihre unglükliche Verheirathung, und den Widerwillen gegen ihren Mann, den alle Welt gewahr wurde.

Herr von W kümmerte sich wenig darum, und

obschon sie seine eheliche Liebe standhaft und hartnäkkig ausschlug, so wurde er doch nicht böse, erwartete alles von der Zeit, und beschäftigte sich mit Pferden, Hunden, und andern Lieblingsdingen.

Obgleich wir hier die eigentliche Geschichte, die durch den Tod des Grafen endigt, schließen sollten, so glauben wir doch den Lesern keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn wir sie mit den so eignen Schiksalen der in dieser Geschichte mitspielenden Personen bekannt machen.

Acht Tage nach der Hochzeit des Herrn von W ward dieser plözlich krank, schwoll auf, machte ein kurzes Testament, und versammelte sich zu seinen Vätern ohne jemals in den rechtmäßigen Besiz seiner Gattin gekommen zu sein. Dieser schnelle Tod machte Aufsehen, und da die gezwungene Heirath und der Widerwille der Dame gegen ihren Eheherrn hinlänglich bekannt war, so fand die Obrigkeit für gut den entseelten Körper öfnen zu lassen, um zu sehen, ob etwa ein unnatürlicher Tod da zum Grund liege.

Zwei Medici und zwei Chyrurgi erschienen um die Section vorzunehmen. Nun hatte Herr von W einen Mohren in seinem Dienste gehabt, den er mit sich gebracht, und der gewöhnlich seinen Hofnarren abgab. Der hatte genauer auf die Section acht, als alle die übrigen, und weil man ihn als den Mitklagendsten betrachtete, so lies man ihn nahe hinzu. Auf einmal wie die Eingeweide blos da lagen, fuhr der Kerl mit einem großen Messer über den Körper her,

Stadtbibliothek

schnitt alle Eingeweide in Stüken, und warf sie eins nach dem andern den erstaunten Aerzten und Wundärzten ins Gesicht. Er sahe dabei so lachend und so spashaft aus, als wenn er närrisch wäre. Dafür hielt man ihn auch und wich ihm aus. Indessen war dies der Grund, warum es nicht auseinander gesezt werden konnte, wovon Herr von W eigentlich gestorben. Die Vermuthung des Vergiftens blieb aber, und bestärkte sich durch den Zufall, daß der Hauptmann, der Gatte der jüngern Schwester wenige Tage hernach in eine Raserei verfiel, und laut zum Fenster herausrief: Er sei es, der seinen Schwager umgebracht. Als Kranker konnte aus diesem Geständnis ihm kein Verbrechen gemacht werden, auch ist es wahrscheinlich, daß die Geldsäkke des verstorbenen Herrn von W lebendig geworden, und für ihre Besizerin und Konsorten gestritten hatten, denn die ganze Sache wurde vertuscht, und Frau von W die betrübte und unangerührte Wittwe entschlos sich kurz darauf, dem Herrn von T ihre Hand zu geben. Der Hauptmann kam wieder zu seiner Vernunft, leugnete natürlich alles das, was er im hizigen Fieberanfall gesagt, und es war auch kein Mensch der nicht geglaubt hätte, daß er höchstens nur Werkzeug gewesen.

Die Familie gewann nicht so viel, als sie sich vorgestellt. Nach sehr mäßigen Geschenken verlies Herr von T mit seiner jungen Frau, der Universalerbin jenes großen Vermögens, Familie und Aufenthaltsort, und zog in großen Städten umher, verkaufte die Plan=

tagen unter dem Werth, sezte den größten Theil seines Reichthums zu, und kam sehr arm in jene Stadt zurük, wo diejenige jezt von einem äusserst mäßigen Einkommen lebt, von deren Mobilienauktion der da residirende Fürst sich jedes Stükchen zu theuer glaubte.

Die Familie war auch verarmt, die jüngere Schwester unglüklich, deren Schiksal an einen andern Ort gehört, und es frägt sich sehr ob der Graf A** nicht glüklicher durch sich selbst geworden ist, als er je durch Frideriken hätte werden können.

Listberg, Selbstmörder aus Bewußtsein eines einzigen Verbrechens.

Dreißig Jahre war Listberg ein treuer Diener des alten Herrn von Schlakendorf gewesen, und dieser war so zufrieden mit seinen Diensten, daß auch in dieser ganzen langen Zeit er nicht einmal Gelegenheit gefunden, eine Veränderung in Ansehung seiner zu wünschen. Listberg von der andern Seite war auch zufrieden, und lebte das glüklichste Leben, fand, nachdem er schon zwanzig Jahre gedient, eine liebenswürdige Gattin, die er mit Einwilligung seines Herrn heirathete, und so viel Zulage seines Lohns von ihm bekam, daß er sie auch ernähren konnte. Sieben Kinder, die er mit ihr erhalten, machten seine Freude aus, und diese Familie lebte das beneidenswertheste Leben, bis eine Krankheit Listbergen auf lange Zeit aufs Lager warf. Herr von Schlakendorf, eingedenk der treuen Dienste seines Listbergs, verließ ihn nicht, ließ nicht

allein seine gewöhnliche Gage der Frau auszahlen, sondern trug auch außerdem die Kosten der Verpflegung und Heilung. Auf diese Art wurde Lißberg zwar nach vielen Monaten wieder zum Dienste tüchtig, doch spürte er eine solche Abnahme seiner Kräfte und seiner Munterkeit, daß er sich die Grille machte, er würde, wenn sein alter Herr, der nur aus Güte seiner Meinung nach mit ihm zufrieden wäre, sterben sollte, zu keinem fernern Dienste brauchbar sein.

Da ein solches Schiksal ihm wegen des Alters seines Herrn, so zu sagen, täglich, ja stündlich bevorstand, so lies ihm der Gedanke an sein Weib und seine unerzogene Kinder keine Ruhe. Kam er zu ihnen, und sahe sie, so rollten unwillkührliche Thränen aus seinen Augen. Er wurde tiefsinnig, und nur die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldig war, machte, daß er in dessen Gegenwart sich zur Heiterkeit zwang. Dieser Zwang vermehrte aber dann seine Unruhe, wenn er wieder zu Hause zurükkehrte: und da seine Gattin über seine Traurigkeit mit ihm weinte, und seine Kinder, einige schon erwachsen, duach ihre Thränen und Umschlingen der väterlichen und mütterlichen Kniee, die Gruppe noch erweichender machten, so gerieth er zulezt in eine solche Gemüthsunruhe, daß der Gedanke des Lebens ihm verhaßt wurde, wenn er anders nicht diesem trüben Schiksale eine andere Wendung zu geben vermöchte.

Es war gerade in der Zeit des Karnavals welches an dem Orte, wo Herr von Schlakendorf wohn-

te, damals unter der Regierung eines der galantesten Könige bis zur Verschwendung glänzend war. Herr von Schlakendorf fehlte bei keiner Lustbarkeit, und Listberg folgte ihm allenthalben hin.

In vorigen Zeiten war Listberg kalt und ohne Begierden bei den Haufen von Gold übergegangen, die Fortuna auf einmal schwinden, bald wieder sich in Berge thürmen lies. Jezt, wenn er die Spieltafeln in die Augen bekam, regte sich ein Wunsch, von dieser verschwenderischen Austheilung nur so viel zu haben, daß Weib und Kinder nicht einst, wenn er tod oder untüchtig zur Arbeit wäre, darben müßten. Doch war es nur blos Wunsch. Reiz, ihn zu erfüllen, konnte nicht statt haben. Sein weniges Erspartes da aufs Spiel zu stellen, davon kam nicht ein Gedanke in seine Seele.

Aber Versuchung, diese hinreißende Verführerin zum Bösen, diese nahe Aufmerkerin jeder emporgereizten menschlichen Leidenschaften, sie, deren Macht kein Sterblicher je noch ganz widerstanden, noch irgend einer widerstehen wird, mengte sich in Listbergs Schiksal. Dem Abende, an dem Wunsch und Reiz heis in ihm rege geworden, folgte ein Tag, der vielleicht mit Recht der schreklichste in Listbergs Leben zu nennen war.

Am Morgen desselben gab ihm sein Herr den Auftrag, zu einem bekannten Banquier zu gehen, und 3000 Stük Louisd'or für ihn da abzuholen, gab ihm den Auftrag so unbedingt, daß jede Stunde des Tages,

in der er es thun wollte in seiner Willkühr stand. Hätte Herr von Schlakendorf Listbergs Gesicht in dem Augenblik gesehen, hätte sein Zittern bemerkt, und wäre nicht so tief in Gedanken gewesen, daß ihm Listbergs Verlegenheit beim fernern Ankleiden entschlüpfte, er hätte gewis seinen Befehl zurük genommen. So aber eilte er zu einer wichtigen Beschäftigung, eilte fort, und verlies nur, daß er zu Mittags zu Hause essen würde.

Nun stand Listberg allein. Sein Zustand glich den Martern derer die gefoltert werden. Versuchung flüsterte ihm die Seele: „Greif zu, gründe dein Glük, wage einen Theil dieser Summe an jene Haufen, die für jedermann bereit stehen! —" Alle dreißigjährige Ehrlichkeit sezte sich im Herzen mit aller Macht dagegen: Du wirst an deinem Herrn zum Schelm, an Weib und Kindern zum Mörder, an deiner Seele zum Verräther. Fliehe den Gedanken, weiche der Versuchung aus!"

Welche mächtige überwiegende Gründe auf dieser Seite. Dennoch vermochten sie nicht, ihn zum schnellen Entschluß zu bringen. In unaufhörlicher Angst wankte er den Morgen bis zur Zeit hin, wo er zum Mittagsessen zu Hause gehen mußte. Er kam verstört an. Seine Gattin frug, was ihm sei. Er antwortete nur mit starren Bliken. Er war zu sehr beschäftigt um zu reden. Glük oder Unglük aller dieser war jezt bei ihm auf der Waage. Die Versuchung legte es auf die Einbildungskraft an, und diese wirkte.

Er sahe Weib und Kinder in Elend, sahe die Möglichkeit ihnen zu helfen, und Versuchung siegte. In seiner Seele war etwas beschlossen, was er sich nicht einmal in Gedanken ganz auszudenken wagte. Er küßte Weib und Kinder und gieng fort.

Auf dem Wege zu seinem Herrn fiel ihm ein, ob dieser nicht sein Rettungsmittel werden könnte. Wenn du ihm alles entdektest, sagte er bei sich, ihn bätest, die Sorge für Weib und Kind über sich zu nehmen? Sein Herz ergriff den Wink. — Ja, du willst das thun, und bleibst rechtschaffen. Eines Augenbliks wonnereiche Freude kehrte zu ihm zurük.

Aber wie sein Herr ins Zimmer trat, fiel sein ganzer Muth. Die Mienen desselben verriethen unangenehme verflossene Stunden. Hierzu kam die Ueberlegung, wie unverschämt sein Verlangen wäre, da schon so viel Güte für ihn, von Seiten seines Herrn vorhergegangen, die er nie verdient. Die ausgedachten Worte blieben im angstvollen Herzen, und sein Herr verließ ihn mit der nochmaligen Erinnerung, daß er das Geld holen, im Zimmer verschließen, und den andern Morgen um fünf Uhr ihn auf der Redute abholen solle.

Jezt war Listbergs Standhaftigkeit am Ende. Der Gedanke an die Redouten mahlte das so oft gesehene Bild von den Launen des Glüks vor seine Augen, und er war mit sich einig, daß es ihm gewogen sein könnte. Er schilderte sein Glük, die Freude seines Weibes, die Seligkeit ohne Sorgen zu sein. Seine Angst schien sich zu verlieren. Er wählte den Augen-

blik, seine Gattin, die er weinend verlassen hatte, zu trösten, und gieng dann, um das Geld zu holen.

Wie er zurükkam zählte er auf. Nun überrechnete er wie viel ihm helfen könnte. Eine jährliche Revenüe von 3 bis 400 Rthlr. schien ihm seine Familie glüklich zu machen. Er saß am Spieltisch in Gedanken. 500 Louisd'or, dachte er, gewonnen, darauf gebogen, darauf gebogen, wieder gewonnen, sind 1500 Louisd'or. Das reicht gerade hin. Er nahm die Summe, und stekte sie ein. Das alles war in einer kalten Betäubung geschehen. Jezt drängte sich der Gedanke dazu: Wie, wenn du sie verlörest? — dann hättest du deinen Herrn bestolen — Ein Dieb — ein Schelm rief er aus — sprang auf, wollte das Geld aus der Tasche nehmen, aber die Hand versagte ihm den Dienst. — Weib und Kind elend — war der Gedanke, der sich hier dazwischen drang.

Nun erschien eine weit fürchterliche Epoche. Nimm das Geld, und geh davon, sagte ihm sein böser Genius — du kannst Weib und Kind heimlich nachkommen lassen. Schon griff seine Hand nach dem übrigen Gelde — Nein, rief er plözlich aus, und schauderte zurük, nein, das kann ich nicht. Ich fühls, ich kann nicht widerstehen, aber ganz will ich meinen Herrn nicht verderben. Die genommene Summe macht ihn nicht arm. Die ganze würde ihn in Verlegenheit sezen. Liebe ich ihn denn nicht? Er ist ja mein Wohlthäter. Er würde mir gewiß die Summe selbst anvertrauen, wenn ich ihn darum bäte. — Aber auch

zum Spiel? — und doch ist das der einzige Weg, wie ich glüklich werden kann, und keiner weiter. Ja, es ist beschlossen, ich will ihn ausführen. Und verliere ich sie? — dann weis ich auch ein Mittel. Listberg! dann ist das Leben nicht mehr für dich. Also Muth. Stelle alles dem Schiksal heim. Es wird dies vielleicht zum Besten lenken.

Listberg betäubte sich nun ganz, gab weiter keinem aufsteigenden Widerspruche Gehör, gieng in der That auf den Boden des Hauses, schlug einen Nagel ein, bereitete den Strik daran, gieng wieder herunter, und brachte die noch übrigen vier Stunden bis zur Spielzeit in einer Stimmung zu, die man nicht Leben nennen kann.

Kaum schlug es zwölfe, so zog er sich unkenntlich an, warf einen Domino um, und eilte auf die Redoute. Noch war das Spiel nicht angegangen. Dies schien ihn etwas stuzig zu machen. Ein Wink, dachte er, aber er unterdrükte es. Die Verschiedenheit der Gegenstände, zerstreute ihn so, daß er sich vergas. Man spielte schon eine ganze Weile, und er gieng immer noch im Tanzsaale umher. Endlich kam eine Maske und erzählte einer Dame, sie habe 100 Dukaten gewonnen. Mechanisch bewegte er sich zum Spieltisch. Die Louisd'or waren in einer Rolle. Er öfnete diese, zeigte sie dem Banquier, und sezte sie auf eine Karte.

Gut war es, daß die Karte nicht lange ausblieb, sonst hätte die Angst ihm das Herz abgedrukt. Sein Herr stand nicht weit von ihm. Seine Karte gewann.

Der Tailleur grif schon nach Gelde, als er ein sorgenloses Paroli bog, und Sonika gewann er. Er versicherte, nichts weniger als Freude gefühlt zu haben, seine Betäubung aber hatte sich vergrößert. Ohne an etwas denken zu können, zählte er dem Herrn die 500 Louisd'or wieder auf den Tisch, kleidete sich an, schlos zu, und trug sein eigenes Geld nach Hause.

Er schloß es stillschweigend ein, sagte seiner Frau, die schon zu Bette war, nur, daß er den Herrn von der Redoute abholen müßte, und gieng dahin. Er stellte sich so, daß er den Spieltisch sehen konnte, auch hören, was manche sprachen. Er hörte von seiner gewonnenen Summe reden. Man war neugierig, wer das gewesen. Er fühlte nichts dabei. Er sah gewinnen, und keine Lust regte sich in ihm mehr zu spielen. Es war ihm, als ob er da wäre, und nicht da wäre. Einige seiner Bekannten redeten ihn an. Er antwortete nicht. Man hätte ihn für einen Schlafenden gehalten, wenn die Augen nicht offen gewesen wären. Nur die Stimme seines Herrn wekte ihn, und der bemerkte, daß er zwar sehr emsig, aber verwirrt und zerstreut war.

Den andern Morgen kam er ihm wieder eben so vor. Er frug ihn: was ihm fehle? Lißberg machte Vorwand. Zu Hause bat ihn seine Frau, doch endlich einmal ruhig zu werden. Sie hatte die Ursache seiner Schwermuth ihn abzuloken gewußt, aber von dem was er unternommen, wußte sie noch nichts. Sie stellte ihm vor, daß der Himmel, so viel tausend Menschen, die weniger hätten als sie, zu erhalten wußte,

daß ihre Kinder bald herangewachsen, und sich selbst würden ernähren können. Sie mahlte ihm ein so eindruksvolles Bild von Häuslichkeit, Einrichtung, Arbeitsamkeit und damit vereinigter Freude, daß er, hingerissen davon, ausrief: Unglükliche, warum hast du mir das Bild nicht eher gemahlt! Jezt drang sie noch tiefer in ihn, und er, der die Lust, etwas gethan zu haben, was er nicht hätte thun sollen, nicht länger allein tragen konnte, gieng hin, holte das Geld, und warf es auf den Tisch.

Um Gotteswillen! rief das Weib, die vor dem Anblik zurükbebte, weil sie sich eine weit schlimmere Vorstellung machte, wie er dazu gekommen.

Es war eine schrekliche Pause, und beide sahen sich starr an. Sie brach dann das Stillschweigen, gieng auf ihn zu, nahm seine Hand und sagte: Das Geld kann nicht dein sein. Und wem es gehört, dem gieb es zurük, und deine Uebereilung nimmt deiner Rechtschaffenheit nichts

Das Geld ist mein, antwortete er in einem schreklichen Tone darauf. Es wird ewig mein bleiben, und mich brennen und pressen bis ans Ende meines Lebens. Er erzählte ihr hirauf den ganzen Vorfall, und das arme Weib erholte sich wieder. O das ist besser, als ichs glaubte, sagte sie.

Besser für dich, antwortete er. Du kannst das Geld mit gutem Gewissen behalten. Aber auf mir bleibt die Schuld liegen. Immer war das gewonne-

ne Geld gestohlen. Und daß ich den Diebstahl ersezte, mindert meine Strafbarkeit nicht.

Sie rieth ihm, dem Herrn sich zu entdeken, daran wollte er aber nicht.

Indessen wußte Herr von Schlakendorf ihm selbst das Geheimnis abzuloken. Beinahe vier Wochen in ewig trauriger Stimmung, sagte er bei sich, kann man nicht sein, ohne eine wichtige Ursache dazu zu haben, und Listberg ist dir fast Freund geworden, warum solltest du dich seines Seelenzustandes nicht annehmen.

Den Bitten seines Herrn konnte Listberg unmöglich widerstehen. Ich bin ein Verbrecher, sprach er, an Gott, an Ihnen, an mir selbst bin ichs. Ich kann auch mein Verbrechen nie wieder gut machen. Nun folgte eine vollständige Erzählung dessen, was er gethan. Schlakendorf erschrak wirklich selbst. Das hättest du nicht thun sollen, sagte er. Ich hatte in meinem Testamente für dich gesorgt.

O weh, schrie Listberg, und fiel auf seine Knie nieder, so ist mein Verbrechen um so viel größer. Wie elend bin ich! Wie verworfen komme ich mir vor!

„Und was hättest du gemacht, wenn du das Geld verloren?“

Darin liegt mein doppeltes Verbrechen. Aufgehangen hätte ich mich.

„Schreklich, sehr schreklich. Weib und Kinder hättest du verlassen, deinen Herrn betrogen, kann so fest geprüfte Ehrlichkeit denn auch wanken? Können

Jahre nicht für Leichtsinn schüzen. Ich vergebe dir Listberg. Sieh zu, daß du den Himmel auch versöhnst.

Listberg glaubte ruhiger zu sein; allein er war es nicht. Der Augenblik des Trostes von Seiten seines Herrn, war Betäubung eines Schmerzes, der nur um so stärker wieder erwachte. Er, den sein Herr so oft als Muster der Ehrlichkeit angepriesen, dem seine Gattin so oft gesagt hatte; dich verläßt der Himmel deiner Rechtschaffenheit wegen nie — er war nun nur Gegenstand des Mitleids dieser beiden, und was sie zu seiner Beruhigung sagten, geschahe aus Zuneigung für ihn, nicht aus Gefühl seines Werths. Er mochte sich sein ganzes Leben als unbeflekt vorstellen, diese einzige Handlung wischte alles weg.

Von Tage zu Tage vermehrte sich die Unruhe in ihm; und die Bemühungen ihn von seinem Mismuth zurükzubringen, waren so viel Stacheln ihn zu vermehren. Gewissensbisse kamen dazu. Alles das schwächte den Körper, und die Seele wirkte in dem zerrütteten Nervensystem fürchterliche Melancholie.

Du wolltest, sprach er mit sich selbst, du wolltest aus der Welt gehen, Listberg, um deines Verbrechens Schande nicht zu tragen. Sie wäre Strafe dafür gewesen, und vielleicht hätte der Himmel dir vergeben, wenn du die Schande dafür getragen hättest. So kann er dir nicht vergeben. Er muß dich strafen. Also entziehe dich einer Strafe nicht länger. Gehe hin zu deinem Richter, und sage ihm: hier bin ich in deiner Hand.

So falsch der Schluß war, so war er Listbergen hinreichend. Sein Weib und seine Kinder konnten für seine Verbrechen nicht. Sie waren unschuldig. Selbst der Himmel konnte ihnen nichts zur Last legen. Er konnte also nicht fürchten, daß das Geld, was er ihzurükließe, Unsegen auf sie bringen könnte. Hierzu kam nun noch, daß er fühlte, er machte nichts als Unordnung. Sein Herr hatte freilich Mitleiden mit seinen Schwächen, aber er litt doch dadurch, sein Weib war liebevoller als je, aber Unruhe und Angst saß doch in jedem ihrer Züge. Seine Kinder sahen ihn schwermüthig und misvergnügt, und das regte in ihnen den Hang auf, dieser Gemüthsstimmung sich zu überlassen. Er mochte bliken, wohin er wollte, so war er für die Welt unnüz, überflüßig.

Er gieng auf den Boden, wo Nagel und Strik noch so bereit waren, wie er sie gemacht hatte. Hier wolltest du dein Leben enden, als ein Verbrecher. Auch bist du jezt noch Verbrecher. Allein jezt gehst du doch nicht so aus der Welt, wie du dann gegangen warst. Jezt sind deine Absichten besser. Es wäre schändlich dem Weibe Schande zu machen.

Er wünschte sogar, Entschluß und Ausführung ganz für sie zu verhehlen. Er verließ den unglüklichen Ort. Ein langsamer Tod, dachte er, vermeidet jeden Verdacht. Dein Herr soll alles wissen, der ist standhaft, und wird dir verzeihen.

Listberg wußte sich eine Gattung langsamen Gifts zu verschaffen, und nahm täglich seine Portion davon

mit einer Kaltblütigkeit, die den Philosophen verrathen hätte, wenn nicht Schwermuth seine Krankheit gewesen wäre. In 14 Tagen war er dem Tode nahe, und niemand vermuthete, daß er selbst daran schuld wäre. Er wußte sogar sein Weib zu überreden, der Tod sei für ihn eine Wohlthat, und sie faßte sich in ihr gewiß trauriges Schiksal, denn sie liebte ihn sehr.

Drei Tage vor seinem Tode nahm er von seinem Herrn Abschied. Er sagte, er könne ihm nicht mehr dienen, und müßte zu Hause bleiben, weil seine Schwäche zu groß würde. Schlakendorf umarmte ihn, und sagte: Geh und stirb in Frieden. Er besuchte ihn alle Tage.

Am lezten erhielt er von Lißberg einen versiegelten Aufsaz, den er ihn nicht eher zu öfnen bat, als bis er tod wäre. Dieser hielt Wort. Der Aufsaz enthielt alles, was wir hier gefunden haben. Seine Handlungen und ihre Gründe waren darin aus einander gesezt. Der Herr von Schlakendorf las ihn nicht ohne Rührung, und weinte eine Thräne brüderlichen Mitleids darüber.

Lißberg starb in den Armen seiner Gattin. Er hatte nicht die Empfindung eines schreklichen Todes. Sein Hingang war ihm süß, und lieblich. Er verlies eine Welt, wo keine Freude mehr auf ihn wartete, verlies zwar eine liebe Gattin, aber verlies sie versorgt, und machte durch seinen Tod sie glüklicher, als wenn er leben geblieben wäre.

Wer wagt es, diese That zu beurtheilen, oder gar zu tadeln? Sie richte der, der allein Richter aller Geheimnisse ist, weil er sie weis. Sollte er nicht auch Seelen lenken?

Friz und Karl,
zwei dreizehnjährige Selbstmörder.

Daß ein dreizehnjähriger Knabe sich kürzlich das Leben genommen, hat in den Gegenden, wo dieser Unglüksfall geschahe, viel Aufsehen gemacht, und die Bewunderung darüber stieg bis fast zum Unglaublichen; auch wollten viele behaupten, es müßte das erste Beispiel der Art gewesen sein. Ohne in ältern Zeiten zurük zu gehen, wo wir der Beispiel vielleicht mehrere finden würden, will ich nur eins anführen, was vor nicht gar zu langer Zeit sich zugetragen.

Friz, ein Knabe zwischen dem zwölften und dreizehnten Jahre befand sich in einem Erziehungsinstitut, welches einen guten Ruf hatte, welches wegen der natürlichen Freiheit, die die Erzieher beobachten, für fähig gehalten wurde, nach und nach die Geseze verdrängen zu können, und rohe Natur wieder einzuführen, wodurch man das menschliche Geschlecht glüklicher glaubt, als es jezt ist; wodurch es in der That glüklicher sein würde, wann es möglich wäre auf einmal alles, was die Kunst der Natur zugesezt, hinwegzunehmen, möglich, alle Verhältnisse aufzuheben, und jeden Menschen in neue Verhältnisse zu versezen, möglich endlich, Bedürfnisse, die er vor sich allein betrachtet, sich nothwendig gemacht, ihm wieder entbehrlich zu machen.

So wenig das der Fall sein kann, so wenig wird diese Art der Erziehung, einen Menschen bilden, wie die

Erzieher es wünschen, ohne ihn unglüklich zu machen. Die Folgen solcher Erziehung schlagen zweiseitig aus. Entweder der Jüngling der aus ihren Händen kommt, hat, so wie er mit der übrigen Welt außer dem Zirkel seines Erziehungsinstituts bekannt wird, Kopf genug, einzusehen, daß er mit dem ihm beigebrachten Systeme nicht durchkommt; ergiebt sich in die Nothwendigkeit ein anderes anzunehmen, und schwimmt nun mit dem Strome fort: oder er ist eigensinnig genug, auf jene Grundsäze seine Handlungen zu bauen, und harmonirt so mit keinem Menschen, hält alle für seine Feinde die ihm nicht recht geben, und wird entweder einsamgrübelnder Menschenfeind, oder des Lebens überdrüßiger Selbstmörder.

Doch hiervon weiter zu reden, gehört nicht zum Zwek. Friz hatte auf dem Institute den lebhaftesten Kopf, wurde am meisten geschäzt, und die Natur schien all ihre Schwungkraft in ihn gelegt zu haben. Seine Lehrer bemüheten sich diese Kraft so schnell als möglich zu entwikeln, und es glükte ihnen. Zugleich aber entwikelten sie auch all die tobenden Leidenschaften, die so oft bei reifern Jahren sich erst zu zeigen pflegen, und das zwölfte Jahr machte Frizen, der in sich achtzehnjährigen Verstand hatte, auch voll von achtzehnjährigen Begierden.

Unter den Lehrern des Instituts hatte einer eine schöne Frau. Unaufhörlich stand ihr Bild vor Frizens Augen. Wachend, schlafend, träumend, sah er nichts mehr als sie, wollte von nichts wissen, von nichts hö-

ren, als von ihr; seitdem er sich die Idee festgesezt hatte, sie sei ein Weib, auf die er nach seinem natürlichen Triebe so gut Ansprüche zu machen hatte, als ihr Mann, der nicht mehr Mensch wäre als er, verlor er die Lust, irgend noch etwas zu thun.

Noch kam hierzu, daß man anfangs verschiedene Aeußerungen, die der Knabe von dieser Leidenschaft hatte bliken lassen, als Naivetät aufgenommen; daß Friz, der freilich von Verstellung nichts wußte, immer gerade zu gieng, daß der Lehrer selbst seiner Frau, wann sie über die Zudringlichkeit mürrisch schien, Verweise gab, und sagte, das Genie des Knaben könnte leiden, wenn man ihn schüchtern machte, und sie möchte seinem löblichen Endzweke einer natürlichen Erziehungskunst nicht im Wege sein. Er brachte es würklich dahin, daß sie dem Knaben manchen Kuß erlaubte, wodurch ein Feuer vermehrt wurde, was nur zu lebhaft schon in ihm brannte.

Wie hätte ein Kind, dem man Begriffe von natürlicher Freiheit überhaupt beigebracht, nicht nach einem solchen Genusse weitere Begierden haben sollen? Wie hätte er sich verstellen, und nicht geradezu der Frau des Lehrers Anträge machen sollen, daß sie das Feuer löschen möchte, was sie angezündet? Woher das Kind das wußte? Das bedürfte kaum einer Antwort, wenigstens für den nicht, der mit neuerer Erziehungskunst bekannt ist, und — doch nicht alle meine Leser sind das.

Man hatte der natürlichen Erziehung zum Grund-

saz gemacht, kein Geheimnis denselben zu verhehlen, oder unter einer Umkleidung darzustellen. Wenn der Natur vorspringen, ihr zu Hülfe kommen heißt, so hatten die Erzieher recht. Aber dann hätten auch die Aerzte recht, wenn sie ein halb Jahr vor der Krankheit die Heilmittel davor anwendeten. Entdekungen der Geheimnisse sind Hülfsmittel für das Bedürfnis derselben, und so hat die Natur die Entdekung in die Zeit des Bedürfnisses gesezt. Vorzeitige Entdekung bewirkt vorzeitige Kenntnis, reizt Begierden, treibt die Säfte der Maschiene, wohin die Einbildungskraft, nicht mehr, wohin Natur sie fordern. Kinder müssen alles wissen, ist der Ausspruch des Naturpädagogen.

Und die gute schöne Frau erschrak nicht wenig, als der Knabe ihr den Antrag so ganz ungeheuchelt machte, schämte sich in die Seele ihres Mannes, daß er sie dem aussezen können, wies den Knaben mit seiner Hand zurük, als er sich erdreistete, sie zu ihren vollen durch die sorgfältige Verhüllung sich drängenden Busen zu führen. Friz aber sahe und hörte kaum mehr, so heftig war seine Leidenschaft geworden. Seine Kräfte wuchsen mit ihr, und nur mit Mühe wand seines Lehrers Frau sich aus seinen Armen, und floh in ihr Kabinet.

Wild stampfte Friz mit dem Fuß auf die Erde, daß ihm sein Raub entgangen war, unentschlossen, ob er das Kabinet aufsprengen sollte, oder nicht, blieb er stehen, und sahe bald sich, bald die Thür, hinter der eine Schöne war, mit durchdringenden Bliken an. In-

dem trat sein Lehrer herein. Was ist dir Friz, sagte er. Bisher hatte Friz noch nie ein Geheimniß für seinen Lehrer gehabt, diesmal fuhr es ihm durch den Kopf ihm nichts zu sagen. Er wollte trozig zur Thüre hinausgehen. Der Lehrer muthmaßte etwas. Wo ist meine Frau? frug er. Im Kabinet, antwortete man ihm, und schoß zur Thür hinaus.

Aha! sagte der Lehrer und pochte an. Die Dame erschien. Der Jüngling beunruhigte sie gewis? frug der Mann. So thätlich, war die Antwort, daß ich nur zweierlei von ihnen bitten kann. Entweder sie fangen eine andere Lehrmethode an, oder lassen mich nicht mehr in ihrem Schulhause wohnen, und verbieten den jungen Leuten den Zutritt zu mir.

Anstatt daß der Lehrer über dies Betragen von Seiten seiner Frau hätte froh sein sollen, so überhäufte er sie mit Vorwürfen. Sie verderben mir alles, sagte er: Hätten sie den liebenswürdigen Knaben zur Ruhe verwiesen, bis er sie überzeugt hätte, daß er ein Recht an sie habe, hätten sie sich dann mit ihm in Streit eingelassen, Frage und Vortrag mit Antwort und Widerlegung zurükgewiesen, hätten sie ihm es deutlich gemacht, daß der Wille beider dazu gehöre, wenn ein Naturrecht unter zwei verschiedenen Dingen gültig werden sollte, die beide freien Willen hätten —

Ums Himmels willen, fiel die Frau in die Rede, philosophiren sie doch nur Leidenschaft nicht zur Schlußfolge um. Ich wüßte wohl, was das aller-

beste gewesen wäre, und vielleicht hätte jede andere Frau außer mir das gethan —

Und was? was? rief er hastig — Vielleicht kömmt auch einmal ein guter Rath —

Still, erwiederte sie lächelnd, meinem würden sie keinen Beifall geben. Jede hätte den Jüngling, den sie so früh zum Manne gemacht, und der wahrhaftig nicht übel gebildet ist, als eine sehr glükliche Prise betrachtet, hätte ihn von dem unterrichtet, was er nicht weis. Daß die Verhältnisse der Ehre ganz andere, und daß er nicht vorlaut gegen den Mann sein mögte, dessen Frau ihm gefiele.

O weh, welche Moral! rief der Lehrer aus. Schäzgen, sagte er darauf, und grif bebend an die Stirn, das könnte doch dein Ernst sein?

Sonst hätt ichs ihnen wohl nicht gesagt — war ihre Gegenrede. Sie sind glüklich oder unglüklich genug gewesen, aus dem Topf voll Nieten einen der wenigen Treffer zu ziehen. Verdient hätten sie schon lange, dieses Glük zu verlieren. Aber eben weil es ein Treffer ist, können sie es nicht verlieren.

„Aber wenn sie auf ihrem Vorsaz bestehen, so geht ja meine ganze Erziehungskunst verloren. Nehm ich ein ander System an, so werde ich dadurch lächerlich, daß ich das alles nicht behaupten kann. Laß ich sie aus meinem Hause, so heißts natürlich, ich wäre eifersüchtig, fürchtete mich für die Knaben, die ich selbst erziehen wollte, und denn bin ich nicht minder der Gegenstand des Spottes."

Aber sagen sie nur Männchen, ich muß troz dem üblen Kummer dazu dennoch lachen, sagen sie mir nur, wie sie die Sache anders gemacht haben wollen?

Das will ich ihnen gleich sagen. Ich werde den Knaben vornehmen, keine Vorwürfe ihm machen, werde nur sagen, es gäbe ein gewisses Recht der Uebereinstimmung, welches man sich beim freien Willen erst eigen machen müßte, ehe man Prätension machen könnte. Diesen nothwendigen Schritt habe er übersprungen; ich weis gewis, das wird ihn aufmerksam machen."

Ich weis wo sie hinaus wollen. Allein ich warne sie zum Voraus. Ihren Zwek werden sie erreichen. Statt dringend zu sein, wird er seine ganze Aufführung ändern, wird sich einschmeicheln, wird bitten. Troz dem einnehmenden, was er dann haben wird, werden sie von ihrer Gattin nichts zu fürchten haben. Allein für ihn fürchte ich dann weit mehr.

„Davor lassen sie mich sorgen, meine Grundsäze machen den Jüngling, wie sie sagen, zum Mann. Und ist nicht der Mark stark?"

So schloß sich diese Unterredung, und der Lehrer suchte nun den Knaben auf. Er fand ihn in einem dunkeln Ulmengange, wo er halb wütend über sein Schiksal den Mitteln nachdachte, es zu ändern. Er wollte dem Lehrer ausweichen. Wohin Friz, rief ihm dieser zu. Bleiben Sie. Er blieb.

Ich fand meine Frau in Thränen, sagte er zu ihm. Sollten sie die Ursach dazu gegeben haben. Sollten sie

meiner Lehren so wenig eingedenk sein, daß sie Leid statt Freude auf andere Geschöpfe verbreiten könnten?

Friz stuzte. Ja Thränen, sagte er, das thut mir leid, und doppelt leid, daß die Hypothese nichts taugt, die sie mich gelehrt, daß Liebe Liebe erwekt.

Wenn sie sich als Liebe zeigt, sagte der Lehrer. Kömmt sie aber in der Gestalt einer Furie, will sie die natürliche Freiheit eines Geschöpfs umstoßen, dann kann sie nur das Gegentheil, Haß wirken.

Sollte ihre schöne Frau mich hassen? frug der Knabe äusserst naiv.

Das glaube ich nicht, sagte der Lehrer, auch wünsche ichs nicht.

„Ich auch nicht, sonst widersprächen sie sich selbst. Sie haben mir gesagt, politische Geseze stünden den Naturgesezen nach. Böse können sie also nicht sein, daß ich ihre Gattin liebe, die Natur befiehlt mir das."

Allerdings kann ich nicht böse sein, wills auch nicht sein. Aber Friz, ihre Naturrechte erstreken sich nur so weit, als die eines freien Geschöpfs, das sie lieben, mit den ihrigen harmoniren. Stellen sie sich nur vor, wenn ein Weib von der halben Welt schön gefunden würde, wenn die halbe Welt sich in sie verliebte, soll sie darum die halbe Welt wiederlieben? wie würde jeder einzelne mit ihr zufrieden sein. Verlangen sie nicht Liebe für Gegenliebe, und können sie die erzwingen.

„Das wäre recht schön, was sie da sagen, aber ich fürchte, es lauert ein wenig Eifersucht im Hinterhalte! die ist doch wohl eine Leidenschaft, und vor Leiden=

schaften soll sich der Philosoph hüten, und der Naturmensch soll der erste Philosoph sein."

Ich könnte ihnen das nur so, wie sie es da sagen, zurükgeben, um sie zu überzeugen, daß sie jezt der Leidenschaft wegen mehr in culpa sind, als ich. Allein ich will mich wirklich ganz vertheidigen. Da ich mich mit meiner Frau verband, küßten wir uns beide gleich, und jeder den andern mehr, als sonst einen Gegenstand dieses Geschlechts. So lange diese Harmonie dauert, bin ich gewiß ihr, und sie ist mir treu. Gefiele mir aber eine andere besser, und ich harmonirte mit ihr mehr, so würde ich mich von dieser trennen, und jene lieben. Glükt es jemanden, bei ihr sich einzuschmeicheln, und sie sagt mir: Ich liebe den mehr als dich, gut, so werde ich ihr keinen Querstrich machen.

„Recht gut! Gesezt aber nun, ich brächte es nicht dahin, diese Liebe für mich zu bewirken, wie dann?"

Denn, mein lieber Freund, wäre es ein Zeichen, daß hier keine Harmonie für sie zu hoffen wäre, und sie müßten sie an einem andern Ort suchen.

„Das heiße ich kein Glük. Und warum predigen sie immer vom Glük des Menschen.

Weil sie nie ihr Glük in die Gunst eines Weibes sezen sollen.

„Und doch soll mir es erlaubt sein, meine Begierden zu befriedigen?"

Richtig, sobald sie es können.

Der Knabe schwieg, und der Lehrer schwieg auch.

Hätte der Lehrer gewußt, warum der Knabe geschwiegen, er hätte noch nicht geschwiegen.

Der Herr, sagte der Knabe, als er alleine war, distinguirt sehr gut, um seine Frau für sich zu behalten. Ich distinguire aber sehr gut, daß die Frau Professorin schöner ist, als alle Frauenzimmer in der Welt. Ich distinguire, daß wenn dem Herrn Professor daran gelegen ist, sie zu behalten, mir weit mehr daran gelegen ist, sie zu besizen. Ich werde dem Herrn Professor mein Vertrauen entziehen, seinen Rath aber mir zu nuze machen. Ich bin etwas plump mit der Dame umgegangen. Ich werde es feiner machen.

Würklich bat sie Friz um Verzeihung, und nach der Vorschrift ihres Mannes verzieh sie ihm um so williger, da er so schön bat, auch verzieh sie ihm so reizend, daß seine Liebe sich verdoppelte. Von dem Augenblik an, ward bei ihm beschlossen, den Lehrer auszustechen, und er gieng in seinen Beeiferungen so weit, daß Madam viel der vortreflichen Eigenschaften in dem jungen Menschen erbliken mußte, die sie vorher nicht wahrgenommen. Zugleich aber sah sie, daß seine Leidenschaft gegen sie so groß war, daß kein Zufall sie zu hemmen vermögen würde. Sie wurde den schwärmerischen Geist inne, und so bald sie Ausschweifungen jeder Art bei ihm fürchten zu können glaubte, entdekte sie ihrem Manne die Gefahr, in der sein Zögling sich befände. Er lachte, und sagte: Er wird sich nicht erschießen.

Unglüklicher weise hatte Friz diesem Gespräche zugehört, und sich nicht wenig geärgert, daß seine bren-

nende Liebe ein Gegenstand der vertraulichsten Unterhaltung mit seinem Nebenbuhler war.

Er warf seiner Schöne dieses vor, und sie sagte darauf: Er könne ihr das nicht verdenken. Sie thäte es, um sein Wohl zu befördern. Sie könne ihn nie glüklich machen, sie wäre zu sehr für Tugend eingenommen.

„Ihre Tugend soll nichts leiden, Madam; sobald sie nur gestehen, daß ich ihnen besser gefalle, als ihr Mann, so tritt er sie an mich ab. Das hat er mir versprochen, und das ist auch seinen Grundsäzen gemäß. Bin ich ihnen denn zuwider?“

Friz, das wissen sie, daß sie das nicht sind. Aber warum solle ich meinen Mann verlassen? Er thut mir alles zu gut. Er ernährt mich.

„Das kann auch ich, ich bin reich.“

Gut, gesezt auch, Sie könnten das. Was wollten sie mit einer Frau machen? Die Welt würde über diesen Entschluß lachen.

„Laß sie lachen. Wenn sie sich aber dafür fürchten, so sagen sie der Welt nichts. Wir leben heimlich getraut.“

Halten sie es denn nicht für möglich, daß sie mich weniger lieben könnten? Sie heirathen eine Frau, die 9 Jahr älter ist, als sie. Sie werden mit der Zeit mich gewohnt werden. Was wollen sie dann thun?

Friz hatte sich gegen seinen Lehrer zum erstenmal verstellt. Dieser hatte ihn aber auch sehr gedrängt. Das war hier der Fall noch nicht. Er sagte also in

seiner Unschuld: Wenn wir uns ja nicht mehr leiden könnten, nun so trennen wir uns wieder.

Ja, da wäre ich der versorgteste Theil, sagte sie darauf. Sie haben's treflich mit mir im Sinne, Friz. Wenn ich nicht älter würde, dann ließ ich es mir wohl gefallen, und wenigstens hofte ich, meine Reize würden es bei manchem über die Vernunft davon tragen. Aber wenn sie mich aufhörten zu lieben, so würde es mit meinen Reizen, und wahrscheinlich auch mit meinen Ansprüchen auf Liebhaber aus sein. Also lassen sie mich lieber bei meinem Manne. Genug ich bin ihnen gut. Platonische Liebe, so viel sie wollen. Mit diesen Worten ließ sie ihn stehen.

Ich habe das Kind mit samt dem Bade ausgeschüttet, stöhnte Friz heraus. Ich habe ihr merken lassen daß es möglich wäre, daß ich aufhören könnte sie zu lieben. Das fühle ich jezt zwar nicht. Aber für die Zukunft kann ich mich doch wahrhaftig nicht verbürgen. Und verstellen kann ich mich gar nicht. Also will ich sie um Verzeihung bitten, und giebt sie die nicht, so erschieß ich mich. Was soll ich auf einer Welt, wo ich das nicht besizen kann, was ich liebe? Was helfen all die schönen Grundsäze meines Lehrers, wenn ich sie nicht zur Würklichkeit bringen kann, wenn politische Geseze meinen natürlichen Rechten sich allenthalben in Weg werfen. Ich will die Welt suchen, wo die Natur noch gäng und gebe ist. Mein Lehrer sagt, jeder Stern sei eine, und nach diesem Leben könnten wir

dort umherirren. In irgend einem von allen diesen Sternen wird doch noch die Natur regieren.

Friz lag lange auf den Knieen vor seinem angebetetem Gegenstande. Aber er vermochte ihn nicht zu erweichen, und doch wurde seine Leidenschaft täglich stärker. Gleichgültig war die gute Professorin nicht gegen ihn, aber zum Spaß war ihr die Sache zu ernsthaft, und zum Ernst war er ihr zu kindisch.

Friz hielt sich nicht lange bei der Vorrede seines Vorsazes auf. Er kaufte sich ein Terzerol, und eine schöne Mondnacht wurde das Grab seines Lebens und seiner Liebe.

Eine Stunde vorher, ehe er die That vollbrachte lag er noch seiner Schönen zu Füssen, bat dringend und flehentlich, ihn zu erhören, und sagte auf die widerholte Versicherung: man sei ihm sehr gut, könne aber seinem Begehren nicht genüge leisten, weiter nichts als: Sie werden es bereuen Grausame.

Er gieng. Der Lehrer war im Garten. Sie lag am Fenster. Beide sahen ihn durch einen großen Gang in einen schattigten bedekten Laubenweg gehen. Auf einmal fiel dort ein Schuß. Er erschrak über das unvermuthete Schießen, glaubte nichts Böses. Sie ahndete es. Ach, Friz wird sich erschossen haben! rief sie, und eilte hinab. Der Lehrer stand schon neben der Leiche und blikte traurig darauf. Sie erschien mit dem innigsten Schmerze.

O Gott! ich bin schuld an seinem Tode, rief sie aus. Und Sie noch mehr, wandte sie sich zum

Mann. Wollen sie noch mehr solche Opfer ihrer Erziehung erleben?

Inevitabile fatum! sagte er philosophisch und doch fiel eine Thräne des Mitleids ihm von den Wangen — Werther existirte damals noch nicht.

* * *

Karl war das zweite erst vor wenig Monaten sich ereignende Beispiel einer so sonderbarfrühen Entschließung zum Selbstmord. Bei ihm war wohl die Erziehungsart mehr Ursache zur frühzeitigen Reife, als innrer Drang der Natur. Er sollte Genie werden. Ihm hatte man, sobald er lesen konnte, Bücher in die Hände gegeben, die seine Einbildungskraft in Bewegung sezten, die ihn falsch richteten. Die, unter deren Aufsicht er war, giengen selbst auf Stelzen einher, und glaubten, Schwung gehöre zum Unterscheidenden von andern Menschengeschlecht. Was nun das Kind den Handlungen seiner Vorbilder nachäfte, das wurde als Genie ausgelegt, und man tadelte es nicht über Streiche, die Werke eines unverzeihlichen Eigensinns waren, die man aber für schon männlich erreichte Standhaftigkeit annahm. Man bewirkte durch Lob und Tadel, den der zur Unzeit angebracht, daß das Kind die Schwächen der Eltern wegkriegte, daß es sehr gut einsahe, daß es nur den Anschein der Kinderei weglassen dürfte, um in den bizarresten Handlungen nicht als ein solches erscheinen zu dürfen und als frühreifer Jüngling angebetet zu werden. Verstellung ist eine

Eigenschaft, die da am schnellsten wirkt, wo sie sich am leichtesten Eindruk verschaffen kann. Je weicher das Herz ist, desto leichter wurzelt sie.

Gewohnheit wird zur andern Natur. Karl wuste, wenn er ein Buch in die Hand nähme, glaubte man den werdenden Gelehrten zu sehen. Man sah ihn nun nie ohne Buch. Lob, zeitig oder unzeitig, muntert zu Dingen auf, die einem sonst zuwider sind, und so fand Karl wirklich nach und nach Geschmak am Lesen, las ohne zu wissen, was er las, reimte Ideen mit seinem Zustande, die zehn Jahre weiter hingepaßt hätten, füllte sich den Kopf mit Begriffen, wovon er keinen verstand, wenn er schon sie auf sich zu appliziren suchte, wußte zulezt selbst nicht mehr, was er dachte, und dachte, er wäre tiefer Forscher und Seelenkenner.

Wissen und nicht begreifen können, ist der gefährlichste Grad der Kenntniß. Karl glaubte gewis, es gienge zwanzig- und dreisigjährigen Menschen auch so wie ihm, also bedürfte er keinen Rath von andern. Er sei sich selbst genug. Könnte er nicht begreifen, so könne er doch handeln, und sein Handeln sei von eben dem Werthe wie das Handeln der spizfindigsten Schlußfolgen, worunter er denn seine Ideen als Muster zählte.

Ich will recht gern glauben, daß Karls Eltern selbst von vielen dieser Ideen nichts gewußt; daß sie nicht glauben werden, daß das Uebel wirklich so bei ihm gewurzelt und fortgewachsen! aber ich habe diese Schilderung von einem Freunde des Hauses, mit dem er vertrauter umgieng, als mit andern, wenn er schon

ihn nicht in jedem Winkel seiner Seele lesen lies; der, was er nicht sehen durfte, erforschte, und der sichs zur Pflicht gemacht hatte, ihn von so viel Thorheiten, als möglich, abzuhalten, der es aber nicht wagte, dem Strome der häuslichen Lobeserhebungen sich entgegen zu sezen.

Bald kam es mit Karln so weit, daß er glaubte mehr zu wissen, besser zu handeln, als Eltern und Lehrer. Lies er es diesen schon nicht merken, so lags doch in seiner Seele, und zeigte sich in seinem Thun und Lassen. Nun aber konnten die kindlichen Kräfte nicht mit dem Willen fort, und aus dem Gefühl von Unvermögen entstand der erste Unwille. Dinge, die Karl gern ausführen wollte, scheiterten durch schiefe Uebereilung, die Ueberzeugung des bessern Erfolgs von andern erboßte ihn, anstatt, daß sie ihn hätte zur Vorsicht aufmuntern sollen, und machten ihm würklich sein Leben lästig, was er zu schwer fand, ohne es glauben zu wollen. Je mehr der Begriffe von Ausführen der Plane eines Jünglings kamen, desto mehr zeigten sich der Hindernisse.

Nach und nach wurden die Eltern aufmerksam. Nicht alles schien ihnen mehr gut zu sein, was der Knabe that. Jezt wollten sie ihn einschränken, wollten wieder zur Unzeit Schärfe gebrauchen. Das muthige Füllen, in der Wildnis aufgewachsen, schlug hinten und vorne aus, und da Gewalt es endlich band, verzehrte es in seiner eignen Hize.

Werther und Konsorten wurden des jungen Herrn Lieblingslektüre jezt, und sehr oft hörte man von ihm Ausdrüke, die vermuthen ließen, seine Seele brütete wenigstens an solchen Plänen. Dergleichen erschrekte die, die um ihn waren, man schwankte in der Behandlung gegen ihn, und das Abwechseln von Schärfe und Nachsicht machte die wenige Abhängigkeit, die er in sich noch von andern Menschen zu haben glaubte, vollends zu Wasser. Wer kein Kind zu regieren weis, macht ihm bald Freiheit zum Abgott, so wie das sanfteste Pferd in den Händen eines unverständigen Reuters sich fühlt.

Karls ganze Gedanken waren ein Chaos, das er selbst nicht beurtheilen konnte. Sein Eigensinn lies bei der geringsten Kleinigkeit, die ihm zuwider geschahe, der Idee von Selbstmorde Raum, die nur Wort bei ihm war.

Noch kettete sich eine Leidenschaft an seine Lage. Gedanken aus verliebt sein konnten nicht fehlen, da er Geschichten davon so viel gelesen. Wußte er schon nicht, was das war, so zwang er sich doch das zu wissen zu scheinen. In seiner Eltern Hause erschien ein junges Frauenzimmer. Sie war von einem Stande in dem bei weitem der größere Theil dieses Geschlechts den Huldigungen der Männer nur zu gern sich überläßt. Eine bessere Epoche, seine gefaßten und größtentheils überspannten Begriffe in Thätigkeit zu bringen, war ihm noch nicht vorgekommen. Das Mädchen war schön und artig, wie konnte da wohl etwas schmeichelhafters seiner kleinen Person aufstoßen.

Er spielte seine Rolle nicht übel, und sie lies sich seine kindischen Bewerbungen gefallen. So wie er aber ernstlich zu werden anfieng, so wie sich Eifersicht zeigte, er sie bat, sie mögte andere Liebhaber aus dem Spiele lassen; so sagte sie ihm ziemlich troken, er sei ein Kind, und dieß brachte ihn zur äußersten Wuth. An den Gegenständen selbst, die ärgerten, sie auszulassen, dazu war er zu ohnmächtig, also wollte er sie an sich auslassen, weil er überzeugt war, daß andere doch Antheil an ihm nähmen.

Ob seine Eltern diese neue Schwärmerei Karls gewußt haben, oder nicht, davon kann ich nichts bestimmen, vermuthe auch fast nicht.

Daß sein Entschluß nicht fest war, zeigt sich daraus, daß er nicht gleich nach dieser Beleidigung seinen Zwek ausführte. Einige Tage hernach wollte er ausgehen, und war es Nothwendigkeit, oder Eigensinn, man nöthigte ihn zu Hause zu bleiben. Er widersezte sich, und wurde auf seinem Zimmer eingesperrt. Freilich waren die einigen Stunden, die er allein saß, ihm hart. Was er da gedacht oder vorgenommen, weis man nicht. Eine Wärterin hatte Befehl, um 6 Uhr ihn in eine Gesellschaft zu führen.

Nun hatte er die Thür von inwendig versperrt, und nach wiederholten Anpochen, wollte er nicht heraus. Er antwortete, er käme durchaus nicht.

Um sieben Uhr frug man wieder zu. Da antwortete er nicht mehr. Man öfnete die Thür, und er hatte sich an einem Riemen erhängt. Daß es ihm

kein rechter Ernst geblieben, zeigten die Spuren des Krazens am Halse, weil er sich gern wieder losmachen wollen.

* * *

Goldnes Zeitalter unsrer Voreltern! Wo beim Knaben auf nichts gesehen wurde, als wie man seinen Körper zur männlichen Reife stärken wollte, wo jeder Vater seinem Sohne seine Nerven und seinen Arm wünschte, wo kein Wust von Spizfindigkeiten ihm in den Kopf gebracht, seine Seele nicht voreilig erschüttert wurde, um durch die noch nicht gestärkte Maschiene zerrüttend sich durchzudrängen. — Goldne Zeiten! wo seid ihr hin? Was haben uns Wissenschaften und Kenntnisse geholfen? O Rousseau! Rousseau! du predigtest Wahrheit, und man hörte dich nicht. Lilliputter werden einst wünschen, daß ihre Voráltern dir doch gefolgt hätten. Sieche Körper und Seelen werden über die aufgeklärten Jahrhunderte seufzen, und sind unsre Nachkommen einst so glüklich, Barbarei wieder zu erleben, dann erleben sie die Epoche der Erneuerung des Menschen.

Iwan, ein Selbstmörder, den niemand richten wird.

Eine rußische Anekdote, deren Bearbeitung auch schon theatralisch von Herrn Wagner behandelt worden, und die es allerdings verdient, daß sie nach dem was man wahres davon erzählt, mitgetheilt wird. Ich weis, sie wird keinen meiner Leser ungerührt lassen, und wenn

schon das, was ich davon sage, nur Tradition ist, so soll sie doch von beglaubter Hand herrühren.

* * *

Peter, der erste Kaiser von Rußland, der Mann, den die Nachwelt anstaunt; er, der das seltne Glük hatte, seiner Mitmenschen allgemeine Ehrfurcht zu verdienen, hatte mit Katharinen einen Sohn. Der Knabe war die Freude seines Vaters. Was half ihm alles, was er gethan hatte, was halfen ihm die wohlthätigen Einrichtungen seines Landes, was die erstaunlichen Siege über das Temperament seiner Unterthanen, was seine Reisen und seine Kenntnisse, was die Ausrottung der Barbaren; wenn er all diese Vortheile nicht einem Nachfolger übertragen konnte, der für sich den Weg gebahnt fände, für das Land fortsezte, was Peter angefangen.

Seine Freude, als der Sohn ihm geboren wurde, war unbegränzt, die Ausbrüche derselben sollen ihm ganz haben vergessen lassen, was er war. Man sagt von Petern, er habe häusliche Freuden so gut zu schäzen gewußt, wie Freuden des Landesherrn, er habe ein Beispiel wahrer Zärtlichkeit, welches er gegeben, zu erhalten gewußt. Peter hatte immer mehr Freude am wachsenden Kinde. Ihm entgieng nicht der kleinste Umstand, der den Knaben vollkommen zeigte. Jede Stunde in welcher er abkommen konnte, war ihm gewidmet.

Auf einmal trübte sich dieser Himmel seiner Seligkeit. Ein misgünstiges Gestirn lies den Stern des

Leidens über ihn aufgehen. Sein Sohn wurde krank. Peter war außer sich, und dennoch verlor er nichts von seiner Thåtigkeit für das Reich. Der leidende Vater nahm dem wirkenden Monarchen nichts von seiner Würde. Mit der einen Hand theilte er Ordres aus, die tausende glüklich machten, mit der andern strich er die Wangen des leidenden Kindes. Sein Kopf sann auf das Wohl von Königreichen, und sein Herz blutete, daß der beste Theil von ihm selbst ihm entrissen werden sollte

Aber die schlaflosen Nächte waren der Zeitpunkt wo fressender Jammer seine Seele peinigte. Womit, sagte er oft zu seinen vertrautesten Freunden — womit muß ich es verschuldet haben, daß der Himmel so erzürnt über mich ist? Suchte ich nicht von jeher meine Pflichten treulich zu erfüllen? War irgend etwas, was ich zum Nuzen der Menschheit einsahe, was ich nicht gethan hätte? Ließ ich mirs nicht åusserst angelegen sein, mein Reich und meine Unterthanen glüklich zu machen, und sie aus dem Wust der Barbarei und so vieler Laster zu ziehen, denen sie ergeben waren? — Und nun geht mein Bestes dahin! Mein zweites Ich ist jezt ein Opfer, das der von mir fordert, dem ich nichts abschlagen soll! Menschheit! Menschheit! du bist zu schwach das zu tragen.

War er allein, dann seufzte er: Was soll aus meinem Lande werden? hin in Nichts werden sie alle gehen die Vortheile, die ich ihm verschaft. Wie sie wieder einreißen werden, all die Misbräuche, die unter mir kaum zu schwinden anfiengen? Wie sie triumphiren

werden, die Feinde, die meinen glüklichen Fortgang neideten, wenn sie nun alles wieder in vorigen Stand zurükkehren, wenn sie so ganz vernichtet sehen, was meine Mühe hervorbrachte! — Dann warf er sich nieder und betete zu dem Gott, den er anbetete, bat ihn mit dem wärmsten Gefühl seines Herzens um seinen Sohn. Eines Abends war diese Aeusserung seiner Seele am dringendsten. Noch nie war seine Andacht so voll gewesen, und er schlief nach vielen durchwachten Nächten endlich einmal einen erquikenden Schlaf. Du hast mich gesegnet, rief er beim Erwachen aus, und eilte nun zu seinem Kinde. An dem Morgen war ihm aber nicht das überschwengliche Glük beschert, den Knaben besser zu finden. Er fand ihn äusserst leidend und wimmernd für Schmerz. Die Augen, die kurz vorher von Freude geglänzt hatten; zeigten jezt Thränenspiegel, und doch wandte sich der Kaiser weg, um einigen Großen, um ihm, Befehle zu den Geschäften zu geben, die für den Tag zu bestimmen waren.

Als er fertig war, hies er alle gehen, sezte sich vor das Bette des Knaben, und die Thränen rollten ihm über die Wangen.

Im Innern des Zimmers stand ein Reuter Iwan, auf der Wache; schon oft hatte er seinen Kaiser in Gefahren gesehen, hatte ihn in rührenden Auftritten gesehen, und noch nie hatte er geweint. Diese Thränen giengen dem Karl sehr nahe. Wie er abgelöst wurde, sagte er zu seinen Kameraden: Es muß doch ein ganz ander Ding um eines Kaisersohn sein'

Da hab ich auch Kinder, und ich und mein Weib haben sie lieb, und ein Bube ist mir auch schon gestorben, und habe nicht so drum geflennt. Wärs Peter nicht, so sagt ich, es ist eine Memme, aber Petern hab ich gesehen in Gefahr, und weis wie tapfer er ist. Sein Weib kam gerade hin, und hörte das, und tadelte ihn, daß er nicht mehr Gefühl hatte, und die Leiden des jungen Zaars so ansehen könnte. — Was hilfts, sagte er, daß ich mit heule. — Könnte ich ihm mit meinem Herzblute dienen, ich wolls. Stehen da eine Menge Aerzte um ihn her, und des Kaisers Leibarzt an ihrer Spize. Sind davor da, daß sie helfen sollen, und thuns nicht. Mögen sie heulen, wenn sie nicht helfen können.

Indessen nahmen die Zufälle der Krankheit des Knaben zu. Der Kaiser kam nicht von seinem Bette. Die Aerzte hatten keine Hofnung mehr, wenn sie schon es nicht sagten. Der Prinz rang zwischen Leben und Tod.

Auf einmal erschallet in dem Saale, in dem so viel Menschen versammlet waren, ein Gericht, das Blut aus dem Herzen eines Menschen sei gewisse Rettung vom Tode. Das Murmeln ward lauter. Einige Aerzte mischen sich ins Gemurmel. Der Kaiser wirds gewahr, läuft hinzu, frägt erfährt. Er sinnt eine Zeitlang, auf einmal ruft er den Leibarzt. Dieser nennt es zwar ein abergläubiges Mittel, sezt aber doch hinzu, daß es vielleicht wirksam sein könnte, führt noch den Grund an, Volk und Vater könnten einst murren, wenn man nicht alles angewandt hätte.

Peter war der Mann, der Aberglauben ausrottete, hier aber schien våterliche Liebe jedem Grunde für den Vorschlag mehr Gewicht zu geben. Gehen sie, sagt er, man soll den Missethåter, der auf den Tod sizt, bereiten, und dann herbringen. Zu langsam, Ihro Majeståt, zu langsam, rief eine Stimme aus dem Haufen, aber es hilft gewis, sezte eine andere hinzu.

Im åussersten Ungestüm rief der Kaiser aus: O wer nimmt mir das Leben, daß ich meinen Sohn rette! Alle standen bestürzt. Das Jammern des Prinzen wurde stårker. Er stirbt! Er stirbt! rief der Kaiser —

Plözlich tritt Iwan hervor. Er nimmt das Bajonet von seinem Gewehre und wirft das leztere weg. Memmen! rief er, will keiner sein Blut für ihn geben? Peter, fuhr er fort, ich hab Weib und Kind, die kannst du versorgen. Was brauchst du weitere Umstånde. Bei den Worten sties er sich das Bajonet ins Herz. Wåhrend daß die Aerzte das Blut auffiengen, hielt ihn Peter in seinen Armen, küßte ihn, und sagte: Du hast dich zu meinem Bruder erkauft. Dein Weib und Kinder sind mein.

Der Prinz genas durch einen Zufall wahrscheinlich, vielleicht durch ein Mittel, welches freilich nicht anempfohlen werden kann. Gesezt auch es wåre dieses würklich wirksam gewesen, wer wird sagen, daß nicht eben Iwans Blut ganz allein im Stande war, die Kur zu bewerkstelligen; daß gerade das, das gesunde frohe Blut sein müsse. Wo finden wir einen Menschen der so entschlossen und wonnereich sich für

einen andern opferte? Jede Gemüthsbewegung muß ja eine ganz andere Gährung im Blute hervorbringen, und andre als gesunde Beschaffenheit des Bluts kann diese Wirkung nicht thun. Und dann kostet Leben ja Leben. Und hat eines Menschen Leben so viel für den andern voraus, wenn er auch Monarch wäre?

Also einziges gewis nie nachgeahmtes Beispiel! du bist glorreich. Iwan, so wie du einst dastehen wirst, wenn wir alle da stehen, so wirds jeder wünschen. Die Größe deiner That läßt sich kaum beschreiben. Fassen kann sie kein menschliches Herz. Wer wagts, dich zu richten, wer dich zu tadeln, wer über deine That eine Erläuterung zu geben? Peter nannte dich seinen Bruder, und er sagte nicht mehr, als du werth warest.

Ich kann nicht unterlassen einiges von Iwans Karakter hinzuzufügen. Es war der biederste Kerl, den man kennen konnte. Stolz darauf, daß er ein Russe war, stolzer als er unter Petern lebte, und diente. Tapferkeit gieng ihm über alles. Das Glük hatte ihn nicht wenig angelächelt. Sein Stand gewährte ihm die meiste Zufriedenheit, er begehrte keinen andern. Ein Glük, das tausend andre nicht kennen. Er hatte ein schönes Weib, ein kleines Vermögen neben seinem Dienst. Er lebte die glüklichste Ehe, so wie man sie in den Gegenden lebt. Er prügelte sein Weib, damit sie ihn liebe. Landessitte, die kaum jezt etwas nachgelassen, denn die Russin kann den Mann nicht leiden, der sie nicht schlägt, weil sie glaubt, er liebe sie nicht. Außerdem gieng Iwanen alles von statten, was er unter-

nahm. Desto grösser war sein Opfer, desto schöner seine Handlung, desto wahrhafter verdient er Beifall.

* * *

So ist die Geschichte, die ich hörte. Da ich Laye im Fache historischer Wahrheit bin, so berufe man sich nicht auf irgend etwas, was dem widerspricht, wenn man eine Schrift beurtheilt. Und sollte sich ja einer finden, der ihr aus Gründen widerspräche, so bedenke er, daß, wenn sie nicht wahr ist, es sehr schade darum ist, daß sie es nicht ist. Man entbehrt in der Geschichte der wahren Seelengröße etwas, was nichts ersezen kann.

Zwei Beispiele, zwar nicht raschen, doch nur um desto schreklichern und strafbarern Selbstmords.

Weit fehl urtheilen die, welche jeden Selbstmörder verdammen, weit mehr fehl aber, die dem Menschen ganz uneingeschränkte Macht über sein Leben zugestehen. Der Umstände und Person betrachtet, auf Leidenschaft und deren jähe Wirkungen Rüksicht nimmt, der geht die beste, die Mittelstraße. Wo nicht zu urtheilen ist, da ist zu bedauren, wo aber offenbar Unrecht ist, da muß man warnen und tadeln.

* * *

In dem Mailändischen Theile Italiens fand ich ein Beispiel der Art. Lenardo, jung, schön, Besizer eines reizenden Landguts, liebte schon lange die Tochter eines seiner Nachbarn, eines weit reichern Mannes als er, eines stolzern Mannes, der auf jeden mit Ver-

achtung herabzusehen pflegte, der es ihm nicht gleich thun konnte. Podaltroko, dieser Gegner des Liebhabers, denn das wurde er würklich sobald er Lenardo Absichten auf sein Mädchen bemerkte, suchte alles hervor, Lenardo lächerlich zu machen, dessen jugendliches Feuer die Vernunft in Fesseln hielt, und der um Podaltroko im Aufwande gleich zu kommen, manche Unbesonnenheit begieng, mancher Ausschweifung sich unterzog, die würklich belacht zu werden verdiente.

Podaltroko kannte zu genau Lenardos Umstände, als daß er nicht hätte wissen sollen, lange könnte es nicht mit ihm dauern. Er lies seine Besuche in seinem Hause zu, er lies ihn Feste veranstalten die fürstlich waren, er lies Isidoren, seine Tochter, die Königin derselben sein, unterrichtete sie aber sorgfältig, daß so stolz sie auch auf diesen Aufwand sein könnte, so voll sie auch geniessen könnte, was man ihr opferte, sie doch immer bedenken müsse, daß Lenardo nie ihr Gemahl werden könnte. Jeden Eindruk also, den er auf ihr Herz machen würde, sollte sie sogleich wieder erstiken, jeden Antrag stolz zurükeweisen, denn einem Bettler, der Lenardo bald sein würde, wollte er sie nicht geben.

Verbotne Frucht schmekt süß, und Isidore, die vielleicht ohne dieses Verbot Lenardo ganz gleichgültig angesehen hätte, fieng nun an ihn aufmerksam zu betrachten, entdekte an ihm Eigenschaften, die ihr ganz gewiß entgangen wären, wäre sie minder Beobachterin gewesen. Außer Lenardos unsäglichem Hange zum Verschwenden fand sie ihn sehr liebenswürdig, und ehe

er noch den Antrag machte, hatte sie schon beschlossen, ihn vor seinem Untergange zu warnen.

Als aber Lenardo ganz mit den Vorzügen, die ein beglükter Liebhaber bedarf, ausgerüstet, sich Isidoren zu Füssen warf, als er Sprache der Liebe führte, die ihrem Herzen Gegenliebe im ersten Augenblike einflößte, da war das Mädchen nicht mehr Rathgeberin, da zerfloß sie in Thränen, da weinte sie ihrer unzählige an seinem Halse aus. Geständniß ihrer Liebe entzükte den sich glüklich dünkenden Lenardo, ihre Thränen verursachten Schrek und Mitleiden bei ihm, ihre Versichrung ihr Vater werde nie seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben, lies sein Blut in den Adern erstarren, und machte ihn zum unglüklichsten aller Menschen.

Isidore erzählte ihm hierauf, was ihr Vater ihr gesagt, und Lenardo merkte im Augenblik Podaltrokos Absichten, und sah durch seine Anlagen hindurch. Besser wenigstens, sagt er, wenn du unglüklich genug bist, nicht seinen Beifall zu haben, daß er doch seinen Zwek nicht erreicht, dich als Bettler zu sehen.

Es war eben an einem Tage eines so glänzenden Festes, als diese Scene zwischen den Liebenden vorfiel. Lenardo verdoppelte den Glanz am Abend. Isidore sahe ihn bedeutend an. Aber bei der Abendtafel entwikelte sich sein Geheimniß. Lenardo ergriff ein großes Dekelglas mit einem köstlichen Weine.

Da dieses, sagte er, wahrscheinlich mein leztes Fest dieser Art sein wird, so ersuche ich die ganze Gesell-

schaft, dieses Glas auf meine Besserung und den Untergang meiner Verschwendung zu leeren.

Podaltroko Gesicht glühete. Dieser so unerwartete, so plözlich und so öffentlich erklärte Entschluß scheuchte auf einmal alle seine Hoffnungen weg, dennoch war Lenardo nicht mit dem vierten Theile seines Vermögens fertig. Er sahe ihn verwundernsvoll an, und als er gleich darauf Isidoren anblikte, und Freude in ihren Augen glänzen sahe, muthmaßte er die Wahrheit, und sein ganzer Zorn fiel vom Liebhaber auf die Geliebte zurük.

In den Augen der Gäste war ebenfalls Mismuth zu sehen. — Allein nur auf einige Augenblike. Theils hatte der Geist des Weins sie ausser Stand gesezt, über ihren Verlust hinreichend nachzudenken, theils glaubten sie, daß, was er selbst ihrer Meinung nach im Trunke gesagt hatte, nicht von Dauer sein würde. Sie zechten also tapfer drauf los, und Podaltroko, dem der Aerger schon Wallung ins Blut gebracht hatte, war unvorsichtig genug, diese durch häufigen Genuß des Weines so zu vermehren, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Lenardo hatte sich, um Isidoren nicht misfällig zu werden, nie diese Art des Uebermaases zu Schulden kommen zu lassen, und war also diesesmal völlig nüchtern, heiter, und ganz im Stande, sich den hülflosen Zustand des Vaters seiner Geliebten so gut, als möglich zu nuze zu machen.

Isidore und Lenardo schwuren sich an diesem A-

bend ewige Treue. Dieselbe Nacht wurde der Liebe geweiht, und der eine gieng mit der Gewisheit eines unaussprechlichen Glüks, und die andere mit der süßen Hofnung zu Bette, ein geliebtes Kind würde den Vater zu erweichen wohl im Stande sein.

Aber ihr Erwachen war fürchterlich. Kaum röthete die Sonne den Morgenhimmel, kaum hatte Podaltroko aus seinem Rausche die erste Besinnungskraft wieder erlangt, als er sich schon dem Zimmer der Tochter näherte, als er mit seiner donnernden Stimme den Gott des Schlafes von ihren Augenliedern wegschrekte, als er die zitternde Taube frug, wer ihr das Recht gegeben sein Geheimniß zu verrathen?

Vielleicht hätte Läugnen noch so viel bei ihm vermocht, daß er von seiner Strenge nachgelassen; aber Isidorens Seele war zu rein, als daß sie den Weg hätte wählen können. Sie küßte seine Hände, und bat ihn mit Thränen, ihr zu verzeihen. Sie gestand ihre Liebe zu Lenardo, und daß sie gehoft hätte, durch seine Besserung ein Lob, und keinen Tadel sich zu verdienen. Sie bat in den herzrührendsten Ausdrüken, ihm zu verzeihen, und versicherte, sie liebe ihn so unaussprechlich, daß sie mit keinem andern Manne glüklich sein könnte.

Jedes ihrer Worte war ein Stich in des Vaters Herz, der von Lenardo ein für allemal nichts wissen wollte. Seine durchdringende Stimme lies die Frage noch einmal in ihr Ohr erschallen: Ob sie von ihm las-

sen wollte? Und als sie dieses nocheinmal mit Nein beantwortete, nocheinmal um Lenardo bat, so befahl er ihr aufzustehen, und seine Zurükkunft zu erwarten.

Bald kehrte er wieder, nahm sie mit sich, führte sie ans äußerste Ende des Schlosses, und sperrt sie in einen Thurm, wo sie kaum des Tageslicht sehen konnte. Hier bleibst du, sagte er, bis Lenardo ein Weib hat oder tod ist.

Niemand wußte, wo Isidore hingekommen war. Lenardo wollte verzweifeln. Er sprach selbst mit Podaltroko, beschwor ihn, nur nichts wider sie vorzunehmen. Er wollte von ihr ablassen.

Podaltroko hatte seine Freude an Lenardo's Verlegenheit. Er sagte ihm, sie wäre in einem Kloster, und da würde sie nicht eher herauskommen, als bis er tod oder verheirathet wäre.

Nicht Großmuth, Kleinmuth war es, was Lenardo antrieb, das erste von diesen beiden Uebeln zu wählen. Tausend Wege, die er noch hätte gehen können, um sich und sie aus diesem Verwirrungslabyrinthe zu bringen, verschwanden seinem sonst hellen Kopfe. Ich will sterben, sagte er, ohne zu überlegen, was sterben sei, was es ihm, was es ihr hülfe. Er verschaffte sich eine Portion Tofana, und richtete sie auf zwei Monate ein. Er brachte sein Geschäfte in Ordnung. Er machte ein Testament, und sezte Isidoren zu seiner Erbin ein.

Indessen rührte nach Verlauf von 14 Tagen den alten Podaltroko plözlich der Schlag, und seine Leute, die Isidoren lange bedauert hatten,

hinterbrachten ihr mit sichtbarer Freude die Nachricht von seinem Tode.

Dennoch warf die gute Tochter sich über den Leichnam ihres Vaters her, und nezte ihn mit tausend Thränen. Als aber auch diese Pflicht erfüllt war, so sandte sie sogleich zu Lenardo, und ließ ihn zu sich bitten. Schon hatte dieser einige Augenblike vorher die Nachricht, und lag jezt in stummer Verzweiflung da. Daß er diese Möglichkeit nicht vorhergesehen, daß er nicht wenigstens einige Zeit dem Schiksale und dem Zufall gegönnt, das machte ihn zum elendesten Menschen.

Indessen raffte er sich auf, und lief zu Isidoren. Sie wiedersehen, machte ihn auf einen Augenblik seine Leiden vergessen, und er umarmte sie inbrünstig. Aber das erste Wort welches sie von ihrem beiderseitigen künftigen Glüke fliegen ließen, sezte ihn wieder in sein Nichts. Sie sahe seinen verzweifelnden Blik und wollte wissen, was es bedeute?

O du must es doch einmal wissen, rief er aus. Es bedeutet unser unaussprechliches Elend. Warte noch einige Wochen, und du kannst mich mit deinem Vater zugleich begraben lassen.

Er erzählte ihr hierauf, was er genommen, und was ihm bevorstände. Isidore fiel vor Bestürzung nieder, und auch ihres Lebens Ende war nahe. Aber Aerzte brachten sie wieder zurecht, Aerzte versuchten all' ihre Kunst an Lenardo, aber vergebens, er war ein Raub des Todes. Isidore gieng in ein Kloster,

wo auch sie nicht lange lebte, und ihr ganzes Vermögen dahin vermachte.

Die Geistlichkeit absolvirte zwar alle drei von ihren Sünden, aber ob es der Himmel so schnell gethan, der nicht bestochen werden kann, daran zweifle ich.

* * *

Es braucht eben nicht Dolch und Gift, es brauchen nicht Pistolen zu sein, es bedarf keines Striks und keines Flusses um den Selbstmörder zu machen. Es giebt feinere Arten von Selbstmord, die, wenn sie schon von aussen nicht den Lerm einer raschen That machen, innerlich desto angreifender sind. Daß Tausende vom Menschengeschlecht durch ihre Lebensart zu Mördern an sich selbst werden, davon ist hier nicht die Rede; das sind Folgen der Leidenschaften die nun einmal sich nicht zwingen lassen.

Aber, wenn eine unerfüllte Leidenschaft, wenn fehlgeschlagene Hofnungen auf einmal den Menschen der vor einem raschen Tode zagt, dazu stimmen können, daß er, um seinem Leben ein Ende zu machen, sich allen Ausschweifungen überläßt, so ist dieser Vorsaz schreklich und unverzeihlich.

So war das Schiksal eines jungen Liefländers, der in Göttingen studierte. Er liebte die Tochter eines seiner Lehrer. Er liebte sie wahrhaft edel, und kannte keinen Gedanken an Laster, wenn er bei ihr war. Sie kann ihn unmöglich edel geliebt haben, denn sie machte ihm Hofnung, indes sie einem andern wahre Liebe schenkte. Zwar wie kann ein Mädchen wahr lieben,

die so handelt? Auch den andern, der ihr Gatte wurde, wird sie betrogen haben. Der Schleier der Dunkelheit ist über diese Geschichte gezogen worden, sonst dürfte ich um der Verwandten willen nicht so frei Genug — Aspasia wollen wir die Dame nennen — Aspasia log dem Jüngling Gefühle, die dessen empfindungsreichen Herzen nur zu angenehm waren. Mitran lebte nur durch sie, und sie riß sein ganzes himmelhohes Gebäude von Hoffnung zusammen. Selbst die Ursache, warum sie ihn so lange gebunden hielt, war abscheulich. Sie wollte den, den sie würklich zu lieben vorgab, dadurch zwingen, ihr seine Hand zu geben.

Ihr Zweck gelang ihr. Und wie er gelungen war, hatte sie nicht einmal Delikatesse genug, ihm etwas gelinde seinen Abschied bekannt zu machen.

Lieber Herr von Mitran, sagte sie, ich habe einen Gatten wählen müssen. Er wird mein Mann auf Befehl meiner Eltern.

Nicht die Nachricht, die sie ihm gab, war es, die Mitran außer aller Fassung brachte; die Kälte mit welcher sie sie vorbrachte, war ihm der verderbende Schlag, wie todt sank er zu ihren Füssen nieder.

Aspasia, ohne sich im geringsten aus ihrer Fassung bringen zu lassen, rief ihre Leute zu Hülfe, und sagte ihrem Vater, der dazu kam; er möchte den jungen Mann nicht wieder vor sie lassen. Er quälte sie mit ihrer Liebe zu Tode.

Ihr Vater lobte ihre Klugheit, lies den Herrn von Mitran nach Hause bringen, und am andern

Morgen, nachdem der junge Mann die elendeste Nacht zugebracht, fand er zum Frühstük noch folgendes Billet vom Vater!

Mein Herr!

Meine Tochter sagt mir, Sie wären in sie verliebt, und quälten sie mit Ihrer Liebe. Der Himmel weis, wie gern ich wünschte, sie wäre auch in Sie verliebt. Aber da sie das nicht ist, und ich in der That davor nicht kann, so muß ich sie bitten, unser Haus nicht wieder mit Ihren Besuchen zu beehren.

Mitran wollte sich die Haare aus dem Kopf raufen, indeß ein Freund, der bei ihm war, sich halb todt lachte. Hab' ich in meinem Leben ein komisches Billet von einem Vater gesehen? rief dieser aus — Bin ich in meinem Leben denn zum Unglük gebohren? Der andere. —

Mitran lies sich nicht von seinem Freunde trösten. In der Woche war Konzert. Da will ich sie sehen, sagte er, will sehen, ob sie mir steif ins Gesicht sehen kann.

Er gieng. Aspasia kam mit ihrem Geliebten, wie im Triumph, sahe Mitran, und lächelte stolz vor ihn vorüber. Ihm hätte das Herz zerspringen mögen. O sie ist so schön, sagte er, und doch so schlimm.

Er bat seinen Freund zu ihr zu gehen, und nur zwei Worte für ihn zu erbitten. Ich will ihn sprechen, antwortete sie, wenn er mir verspricht, nicht in Ohnmacht zu fallen. Die hönische Erwiederung gab Mitran Muth. Nein, das will ich gewis nicht antwortete er.

Es wurde so eingerichtet, daß sie sich im Seiten-

zimmer begegneten. Beim Anblik vergaß sich Mitran wieder. O Aspasia, sagte er, warum haben sie mir das gethan? Diese himmlische Güte! Mein reines Herz! Meine Wünsche! Ihre Schwüre! O konnten sie die vergessen?

Ich weis von keinen. Ich weis von nichts, mein Herr. Nie ist dergleichen unter uns vorgefallen. Sie sind mir ja ganz fremd.

Nie unter uns vorgefallen! Ich ihnen ganz fremd! O Mädchen, du hast meine Seligkeit mir geraubt. Du bist Schuld an meinem Untergang. Ich werde mich hinopfern, und du trägst die ganze Last. —

Diese Deklamationen, sagte Aspasia, möchten leicht Aufmerksamkeit erregen, der ich mich hier nicht aussezen möchte. Herr von Mitran, sie müßten sich in der Person irren.

Komm, sagte jezt Mitran zu seinem Freunde, die schlechteste Buhlerin denkt edler als sie. Der schöne Körper Aspasiens verschließt die häßlichste Seele.

Sie giengen. Vergessen konnte sie Mitran nicht. Er stürzte sich aus Zerstreuung in Zerstreuung, seine Freunde wollten ihn davon abhalten. Ich will mich verderben, sagte er, ich will aufhören zu leben.

O Jüngling! Jüngling! Wußtest du, was Leben heißt, was Leben ist?

Mitran kehrte zwei Jahre darauf nach Hause zurük, einem Skelet ähnlicher, als einem Menschen. Er war durch den Tod seiner Eltern zu einem großen Vermögen gekommen, und konnte es nicht geniessen. Er

sahe ein Mädchen, schön wie Aspasia, ohne deren häßliche Seel zu haben. Aber wie konnte er, der ausgemergelte, dem Greise sich nähernde Mann, Gegenliebe erlangen. Er zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe. Er bot sein halbes Vermögen, wenn man ihm zu seiner Gesundheit verhelfen könnte. Umsonst, zu spät sahe er ein, daß er gefehlt. Zu spät versicherte er mir, er sei der größte Thor auf Erden gewesen, daß er sich verleiten lassen, sich selbst zu morden. Er starb unter dem Gefühl beißender Vorwürfe. Schreklich, schreklich war er gestraft. Mitten in den Schmerzen seiner Krankheit preßte ihm die innere Seelenangst Ausrufung und Seufzer aus, die sein voriges Leben betrafen. Keinen Augenblik Ruhe konnte er finden. Der gegenwärtige Augenblik war glüklich gegen die Zukunft, die er sich mahlte. Mitran war einer der unglüklichsten Selbstmörder, die je gewesen sind.

Einen ähnlichen Fall hab ich von einem jungen Mann von Talent erlebt, den Unbesonnenheit in Schuldenlast, und diese in Schimpf und endliche Verzweiflung gestürzt. Er sof sich im eigentlichen Verstande zu tode. Er hatte den Muth verloren, durch sein Labyrinth durch zu wandeln. Leute seines Standes neben ihn, hatten größere Schuldenlasten als er. Aber sie hatten Muth und wußten sich durchzuhelfen. Sie lebten lokerer als er. Aber sie wußten sich ein Ansehen dabei zu geben, als ob sie alle Taschen voll hätten. Weltklugheit schüzt für der Art Verzweiflung. Ob sie aber Seelenruhe befördert, das ist eine Frage, die der beantworten mag, der sie fühlt.

Dubizza, Mörder und Selbstmörder.

Sunt, quos natura docuit, quæ bona dicere non licet.

Die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte schreibt sich von einem rußischen Fürsten her, der mir sie, als auf seinen Gütern geschehen, erzählt hat, und sie gelegenheitlich und so diskursiv ohne Absicht vorbrachte, daß ich an ihrer Wahrheit nicht zweifeln kann.

Dubizza, ein Sklav auf den Gütern dieses Fürsten, jedoch in der Art, wie im eigentlichen Rußland die Sklaverei ist, mit mehrerer Freiheit verbunden, als in den konferirten Provinzen, verrieth in seinen ersten Jahren Entwikelung eines vorzüglichen Talents. Ein feuriger Geist blikte aus jeder Handlung hervor, insbesondere aber bemerkte man schon an ihn als Kind, daß sein Wille unerschütterlich, und die Wege, die er ergrif, ihn in Erfüllung zu bringen, die standhaftesten waren.

Der Russe wächst auf, wie die Natur es will, das heißt, ungestört, und uneingeschränkt. Wo also nicht Verwahrlosung von Voreltern schon in seinem Werken gewirkt, oder wo nicht Unfall es verhindert, da gelangt er zu einem vorzüglichen Grade von Stärke, den das übrige Menschengeschlecht von Verzärtelung, Diät, und Müßiggang verlustig geht.

Dubizza erreichte diesen Grad in einem fast übrigen Maaße. In einem Alter von 14 Jahren machte sich kein Mann mehr an ihn, und als sein Vater, der ihn sonst sehr liebte, ihn einmal prügeln wollte, weil

seine Laune gerade nicht die rechte war, so pakte ihn der Junge fest, sezte ihn auf einen Stuhl, daß er sich nicht rühren konnte, und sagte: Vater, wohl an der Mutter könnt ihr euren Humor auslassen, denn dazu ist sie euer Weib, aber ich bin jezt ein Mann wie ihr, und kann mein Brod verdienen; wann ihr mich unschuldig schlagt, so wehr' ich mich.

Anstatt zu zürnen, fiel der Vater ihm um den Hals, und sagte: Dubizza, du bist ein kluger Junge. Ich schlage dich nicht wieder, und zanken wir uns, da prügeln wir uns miteinander. Ich erkläre dich hiermit zum Mann.

Das war Dubizzas Wunsch lange gewesen. Er hatte sich noch immer nicht gewagt, seinem Vater davon zu gehen, und doch trieb ihn die Begierde, er wollte seine große Kaiserin sehen. Die Begriffe, die er sich von dieser Person machte, waren so kolassalisch, daß er sie nach der gewöhnlichen Art der Russen, die sehr entfernt von großen Städten leben, gar nicht zu den Menschen zählte, sondern wenigstens ein Ebenbild Gottes in ihr zu erbliken glaubte, den ihm sein noch dümmerer Pope, als er, unter einem lächerlichen Bilde gemahlt.

Eine Beschreibung der Art von einem andern Popen lautete folgendergestalt: Gott ist nicht von Fleisch, nicht von Blut wie die Thiere, nicht von Fleisch, nicht von Blut wie die Menschen, er denkt nicht wie sie; er handelt nicht wie sie, er ist nicht wie die Götter von Holz oder von Stein, oder von Eisen, oder Silber, oder Gold, sondern er ist von etwas, das wir nicht kennen,

wovon wir nichts wissen, was wir nicht sehen, hören, fühlen. Er ist, was ich glaube, und was ihr auch glauben müßt.

Ohngefähr mochte Dubizza dergleichen auch gehört haben, und glaubte dieses Etwas, wenigstens eine Gattung desselben, in der Monarchin zu entdeken. Er öfnete nun als Mann seinem Vater seinen Willen, die Welt und die große Kaiserstadt zu sehen. Die Mutter heulte, der Vater schlug ihr aufs Maul, und sagte, der Junge hat Recht. Ein solcher Machtspruch troknete der Mutter Thränen. Dubizza wurde frei gemacht, und fortgeschikt.

Dubizzas despotischer Geist zeigte sich in den ersten Tagen seiner Wanderung. Wo es ihm gefiel, da kehrte er ein, und forderte Herberge mit einer so donnernden Stimme, und mit dem Zusaz, er reise in die Kaiserstadt, daß man sie ihm selten abschlug. Geschahe es ja, so wußten seine Arme sich das zu verschaffen, was man ihm versagte, und wenn er zu grobe Antworten bekam, so war seine Erwiederung, ein Mensch müßte dem andern aushelfen, wenn er mehr als der andre habe. Dubizza würde mit dieser Philosophie, troz der Stärke seiner Arme nicht weit gekommen sein, wenn er nicht mit derselben eine überaus starke natürliche Beredsamkeit verbunden hätte, die ihm die Menschen glauben machen lies, was er wollte. Da außerdem sein Anstand vortreflich war, und er öfters ein Wort fliegen lies, er wolle, wenn er aus der Residenz zurükkäme, Dinge erzählen, worüber alle erstaunen sollten; da

die Neugierde beim menschlichen Geschlecht so allgemein geworden; da endlich Dubizza diese meisterhaft zu erregen verstand, so war es weiter kein Wunder, daß er in den entferntesten Provinzen leidlich durchkam.

Wie er aber in die nähern rükte, wo der Schleifstein der Politik sogar seine Fläche über den niedrigsten Haufen weggezogen, da fiengen seine Begriffe allmählig an eine andere Gestalt zu gewinnen. Dubizza hörte mit dem offensten Erstaunen, die Nachrichten an, die er hier von dem erhielt, was er sehen wollte. Daß seine Monarchin nicht mehr und nicht weniger als ein Geschöpf wie jedes andere Frauenzimmer sei, daß blos Zufall und Glük sie zu dem gemacht was sie wäre. Das konnte er nicht glauben, das gieng über den Horizont, den er sich bisher geschaffen. Er strafte die geradezu Lügen, die es ihm sagten, und es fehlte nicht viel, so hätte er sie die Stärke seiner Faust empfinden lassen. Diese reelle Danksagung dafür, daß sie ihn belogen, sagte er: aber er wolle es bis zu seiner Zurükkunft ersparen, denn er hatte sehr weislich überlegt, man müßte niemanden verdammen ehe man nicht gewis wüßte, er habe Unrecht.

Er lies nach dieser Erklärung jedermann erzählen was er wollte, und glaubte davon was ihm gut däuchte. Er frug aber niemanden mehr, denn weil alle ihn über einen Leisten antworteten, so wurde er in sich wütend, daß keiner nach seinen Gedanken sprach.

Er kam und sahe. Und er sahe, was er nicht geglaubt hatte, daß alles was man ihm erzählt hatte,

wahr war. Er sahe die Großen als Menschen, von einem Glanze umgeben, den die meisten ihrer Handlungen sogleich als Schimmer verriethen, er sahe die Kleinern sich vor ihnen bükken, und er sahe in diesem allen kein Recht und kein Verhältnis. Natürlich hatte man bei seiner Erziehung mit dieser Art von Verhältnissen ihn nicht bekannt gemacht, und in dem Begriff, den ihm die natürliche Denkungsart und der Fortschritt seiner sich selbst überlassenen Vernunft gab, lag nichts davon. Er beurtheilte nach den Handlungen die er sah, die Karaktere, die sie ausübten. Er schlos von dem, der sich bükte, auf niederträchtige Schmeichelei, von dem, der sich räuchern lies, auf unbegreiflichen Stolz. Er tadelte den, der unterdrükt wurde, daß er nicht zuschlüge. Er erfuhr, daß die Geseze das nicht erlaubten, und schimpfte auf die Geseze.

Dies zog ihm Verweise zu, die er mit Faustschlägen beantwortete. Davor wurde er bestraft, und da er troz dieser Bestrafung kein lenksames Gemüth zeigte, so ward man einig, ihn in seine Provinz fortzuschikken. Die Wahl das zu thun, oder die Aussicht in Kurzem nach Siberien zu wandern, waren ihm nur noch übrig. Gern wär' er mit der leztern zu den Elenden übergegangen, wenn er ihnen etwas Trost oder Milderung hätte versprechen können, wenn er sie auch nur geneigt gefunden hätte, dergleichen anzunehmen. Aber so waren diese selbst in ihrem Elend trozig, verlachten ihn und sein Anerbieten, und spotteten ihn, indem

sie sagten, er möge sich nur hüten, nicht schlimmer anzukommen.

Die Erinnerung in sein Vaterland zurükzukehren, kam Dubizza weit vernünftiger vor. Er sagte zu sich selbst, die Menschen haben Recht. Was hattest du hier zu suchen. Wo du geboren bist, da bist du bestimmt zu leben.

Dubizza hatte sich das kaum als rechtmäßig vorgestellt, als er schon seinen Rükmarsch antrat. Er wanderte nicht ohne in Gedanken noch da zu sein, wo er so eben weggegangen war. Es entwikelten sich bei ihm Wachsthum und Reifen alles dessen was er da gesammelt. Das Resultat seiner Ideen war nichts anders als man sollte das ganze verdorbene Menschengeschlecht in der Kaiserstadt ausrotten, weil es der Natur so untreu geworden. Der große läßt den kleinen verhungern, sprach er, damit er todtes Gold in seine Kassen häufen kann. Die Geseze verdammen ihn nicht, aber den Todtschläger verdammen sie, der um den Hungertode zu entgehen, einem andern einen Theil seines Ueberflusses absodert, und wenn dieser sich weigert es ihm zu geben, sein Leben mit dessem Tode erkauft. Ist das Verhältnis? Wollte ich den Todtschlag hingehen lassen, fuhr er fort, kann es wohl Verhältnis sein, daß der Sklav, dessen Herr ihm für die Dienste, die er ihm täglich leisten muß, nicht genug zu essen giebt, daß dieses mit Ruthen gestraft wird, wenn er ein Stük Brod stiehlt, und daß sein Herr frei durchgeht, der tausenden das ihrige nimmt, der dem Bauer, wenn er auf

das wüste Stük Land all' seinen Schweis gewendet, und zu einem fruchtbaren es umgeschaffen, dann dieses Stük wieder wegnimmt, und ein wüstes ihm davor wiedergiebt.

Indem Dubizza über das Verhältnis unter den Menschen so philosophirte, kam ein Bettler gegangen, und bat ihn um ein Stük Brod.

Warum bettelst du? fuhr ihn Dubizza an. Kannst du nicht arbeiten.

Nein Herr erwiederte dieser, das kann ich nicht mehr, Er zeigte ihm seine Hände. Die Gicht hatte in seinen Knochen gewütet, und drang aus dessen äußern Theilen kaltblütig hervor, zog ihm alle Finger zusammen, und lähmte sie zu jedem Gebrauch.

Armseliger Mensch! rief Dubizza aus, und warum lebst du?

Das ist die Frage, war des gichtischen Gegenrede die ich täglich an den Himmel thue. Warum kann ich denn nicht sterben?

Dir wollen wir helfen, murmelte Dubizza in den Bart. Komm Alter, wir wollen uns einen fröhlichen Augenblik machen. Sez dich zu mir.

Dubizza holte jezt aus seiner Flasche etwas Proviant, und gab dem Alten zu essen. Als er satt war, zeigte er ihm seinen Ueberrest und sprach: Siehe das wollt ich mit dir theilen, aber wenn das alle ist, wo bekömmst du dann etwas?

„Vielleicht tref ich wieder einen Mitleidigen, oder ich muß verhungern. Genug, euer Brod hat mich ge-

stärkt. Ich kümmere mich nicht um den morgenden Tag. Vielleicht werde ich auch verhungern."

Trink einmal — und mit den Worten reichte er ihm den Brandweinbecher. Der Alte zog stark, und bald lag er im süßen Taumel und verschlief sein Elend.

Dubizza sprang auf. Du sollst ausgelitten haben, schrie Dubizza. Er suchte einen spizigen Stein, zielte gut, und traf den Greis so auf den Schlaf, daß ein Ach ihn diesem Leben entrükte. Schlaf wohl, sagte Dubizza und küßte den Erblaßten. Dir hab ich geholfen.

Ohne auch nur in der Entfernung Reue oder Unruhe zu fühlen gieng Dubizza seines Weges fort. Nicht einmal der Gedanke fiel ihm ein: Hättest du wohl unrecht gethan? Er kam zu jenen Menschen, die er hatte strafen wollen, daß sie ihn belogen, und er umarmte sie, weil sie ihm die Wahrheit gesagt.

Er kehrte in seine Heimath zurük. Man wollte Wunderdinge von ihm hören. Er erzählte natürlich Dinge. Seine Mutter schalt ihn einen Thoren, alle seine Bekannten schallten ihn so. Er war ruhig dabei. Ich vergebs euch sprach er: denn ich selbst glaubte nicht, ehe ich nicht sahe.

Sein Vater führte ihn beiseite. Folgendes waren seine Worte. Dubizza, so du mir lügst bist du mein Sohn nicht. „Ich lüge auch nicht Vater." So glaube ich dir, aber wunderbar ists.

Das sonderbare Betragen Dubizzas machte, daß man ihn nicht mehr mit den Augen betrachtete, mit denen man ihn sonst angesehen. Man hielt ihn im

zwanzigsten Jahre für einen Thoren, und hatte ihn im vierzehnten für einen Mann gehalten. Dubizza fühlte man hätte unrecht, allein er hatte von andern geurtheilt, wie man von ihm jezt urtheilte, er war überzeugt worden und diese nicht. Es machte ihn trübe, daß man so von ihm urtheilte, und doch konnte er niemand deswegen tadeln.

Noch eine Gelegenheit sezte ihn ganz außer aller Verbindung mit seinen Landsleuten. Es war die Rede vom Leben. Alle priesen das Leben. Als das köstlichste was der Mensch besäße: Dubizza behauptete, es sei das nur unter gewißen Umständen. Er sagte, es gäbe Zeitpunkte, wo es mehr eine Last zu nennen sei, ja es gäbe Augenblike in denen es eine Wohlthat sei, dem Leben vom Leben zu helfen. Dies entrüstete alle. Sie zweifelten keinen Augenblik Dubizza würde in einer derlei Lagen an ihnen seinen Vorsaz ausüben, und noch war ihnen ihr Leben zu lieb als daß sie selbst bei der Aussicht des größten Elendes es nicht hätten erhalten sollen. Sie bedachten, daß jedes Elend in der Aussicht dazu erträglicher erscheint, als es ist, wenn es würklich da ist, so wie jede Freude sich größer darstellt, als sie im würklichen Genusse ist.

Dubizza hieß der schwärzeste Mensch jezt, ohne es zu sein, war Mörder, ohne zu wissen, daß er es war, denn er glaubte, eine Wohlthat erwiesen zu haben. Klug genug noch war er gewesen, nicht des Mords zu erwehnen, den man sonst gewis um seiner los zu

werden, so eingeleitet haben würde, daß er sein Leben darüber eingebüßt hätte.

Sein Entschluß war gefaßt. Er konnte von seiner Denkungsart nicht abgehen. Er mußte sie in sich verschließen, wenn er nichts fürchten wollte. Also gieng er den Menschen aus dem Wege. Er zog in einen Wald, wo er eine Hütte sich baute, ein kleines Flekchen Land sich bereitete, und in äusserster Mäßigkeit sich nährte.

Aber die Entfernung von der menschlichen Gesellschaft war nicht vermögend, den Trieb zu unterdrüken, den die Natur zur Fortpflanzung seines Geschlechts in ihn gelegt. Daß man ihn sich selbst verschlossen gemacht, das konnte er seinen Landsleuten vergeben, aber daß sie ihm zugleich den Haß des andern Geschlechts zugezogen, das kochte in seinem Herzen.

Unter den Mädchen seines Dorfs hatte Anzisa den meisten Eindruk auf ihn gemacht, und in jüngern Jahren, war sie dem tapfern Dubizza, dem Kaiser der Knaben, wie er hies, nicht unhold gewesen. Aber den schwarzen Dubizza dem wilden Ungeheuer, wie man ihn jezt nannte, dem konnte sie unmöglich mehr gewogen sein. Sie hatte ihn aus ihrem Gedächtnisse verbannt, und erwartete von der Hand des Schiksals den, der ihr Leben mit ihr theilen sollte.

Anzisa war nichts weniger als einfältig. Ihr Kopf schwanger von Ideen entwikelte sich Systeme von Glükseligkeit, die sie, so weit der Zirkel ihrer Denkkraft reichte, und so weit Erziehung und Stand es ihr

zuließen, zu vollenden sich vorgenommen. Hierzu müßte sie freilich den Mann parallel finden, und Dubizza hatte ihr das einstens geschienen. Seine Rükkehr hatte das vereitelt. Aber ihre Reize hatte diese Zeit entwikelt, und Anzisa hies das schönste Mädchen der ganzen Gegend.

Freier bewarben sich genug um sie, noch aber entsprach keiner ihren Wünschen, keiner erfüllte das, was Dubizza hätte werden können, was sie, ohne weiter Dubizza zum Muster zu nehmen, haben wollte, daß der sein sollte, den sie wählte.

In diesem Zeitpunkte begegnete einst im tiefsten des Waldes durch den sie von einem Besuch ohne Begleitung zurükkehrte, Dubizza dem reizenden Mädchen. Er sahe sie schon von weitem kommen, lehnte sich auf seinen Wanderstab, und erwartete sie im stummen Erstaunen. Anzisa sah ihn nicht gleich, sie erblikte ihn von ungefähr, und fuhr zurük. Dubizza gieng auf sie zu.

Willst du mich morden? rief die Erschrokene.

Nein, aber mich, erwiederte er ihr, und zog ein Messer aus seiner Tasche. Sie fiel ihm in den Arm. Und warum dich ermorden? frug sie theilnehmend. Laß mich, sagte er wütend, und wollte sich losreißen. Diese mitleidige Stimm durchbohrt mich noch ganz. Ich liebte dich einst, und Menschen haben dich mir geraubt. Ich habe nichts dazu beigetragen. Ich liebe dich noch. Ich will, ich kann ohne dich nicht leben.

Man hat dich mir, so wie allen Menschen schwarz gemacht, und deswegen will ich, nicht ihnen aus dem Wege gehen, aber dir will ich zeigen, daß ich für dich sterben kann.

„Das ist viel, Dubizza, und du erwekst meine vorige Neigung zu dir wieder. Du bist ein schöner Mann. Du warst einst ein verständiger Mann, und hättest eine Frau wohl glüklich machen können. Aber jezt, sage mir, wie könnte man mit dir glüklich sein?“

Anzisa! du hast meinen Vorsaz erstikt, aber ich will dir doch wenigstens zeigen, daß Dubizza aus seinem Ich wenigstens nichts macht, wenn er dieses Ich nicht mit dir vereinigen kann.

Bei diesen Worten riß Dubizza mit seinem scharfen Messer sich den Arm von oben bis unten auf, daß das Blut Anzisen entgegen strömte.

„Grausamer Mann! rief das Mädchen, was kann man von dir erwarten, wenn man diese Wildheit sieht?“

O wie kann ein Blik von dir in Sanftmuth verwandeln. Wird Anzisa Dubizzas Frau, so will er nur, was sie will, denn nur für sie bleibt er ja am Leben. Was man liebt, Anzisa, das mordet man nicht, auch thut man ihm nichts zu leide, aber mich lieb ich nicht, wenn du mich nicht liebst, und so ist mir auch alles gleichgültig.

Anzisa stand immer, und suchte das Blut zu stillen. Um aller Heiligen Willen, sagte sie, besorge doch

etwas, um die Wunde zu verbinden. Du verblutest dich ja.

Das will ich, wenn du mir nicht versprichst die meinige zu werden.

„Laß mich dich erst von einer nicht so bösen Seite kennen lernen. Ich will mit dir in deine Hütte gehen. Ich will dich verbinden und pflegen, bis du gesund bist, dann sollst du mit mir zu Hause gehen, und ich will mit deinem Vater und mit dem meinigen reden.“

Das war Dubizza zufrieden. Sie gieng mit ihm, sie verband ihn, sie wartete ihn, und Dubizza erschien ihr in einem andern Lichte. Sogar in seiner Hütte gefiel es ihr. Sie fand, man könne auch da glücklich leben. Dubizza war der feurigste, der gefälligste Liebhaber, schien all seine Wildheit vergessen zu haben.

Im Dorfe war man indessen sehr geängstet über Anzisens Schiksal. Man hatte sie allenthalben aufgesucht, nur da, wo sie war, nicht. Wer konnte darauf fallen, sie würde bei Dubizza sein. Man beklagte das schönste Mädchen als verloren, als sie auf einmal am Arme ihres Geliebten erschien.

Sie gieng mit ihm ins väterliche Haus. Man fiel ihr um den Hals, man erdrosselte sie fast vor Liebe. Man dankte Dubizza, denn man glaubte, er habe sie irgendwo gerettet. Als aber Anzisa ihren Vater bat, ihr Dubizza zum Manne zu geben, da wurden die heitern Gesichter auf einmal trübe, da wölkte sich jeder Himmel, und jedes Auge stralte Verachtung. Dubizza sahe das, und kochte Wuth. Vorsichtig hatte aber

Anzisa ihn auf solche Auftritte vorbereitet, hatte das Versprechen von ihm genommen, ihren Bliken blindlings zu folgen.

Sie winkte ihm jezt hinaus zu gehen, und Dubizza thats. Er gieng zu seinen Eltern, die der trostlose Kummer über ihren Sohn in eine traurige Lage versezt hatte. Auch sie fühlten die Folgen der Verachtung, die man gegen ihn zeigte. Die Mutter lag am Tode, und der Vater weinte vor ihr.

Was weint ihr, Vater? sagte Dubizza. Ists nicht eure Schuld, daß die Mutter so lange leiden muß. Nehmt ihr ein Leben, was ihr zur Last ist, und ihr thut ein verdienstliches Werk. Habt ihr nicht Muth, so will ichs thun.

Gottloser Bube! stöhnte die Mutter aus dem Bette hervor. — Gottloser Dubizza, rief der Vater, und wollte mit einem Prügel auf ihn zu. Indem trat Anzisa herein, und blutete vom Gesichte herab.

Gott! Anzisa! rief Dubizza, wer hat dir etwas gethan?

„Kaum warest du zum Zimmer hinaus, so schlug mein Vater mich so, damit ich dich nicht heirathen sollte, und als ich darauf bestand, sties er mich zum Hause hinaus."

Willkommen, Anzisa, so sind wir gleich. Du siehst mir geht es hier nicht besser. Komm, fort in unsre Hütte.

„Und erst zum Popen, daß er uns auf ewig vereinige, denn nun laß ich dich nicht."

O Anzisa, daß dieses Blut nie vor meinem Gesichte sich verlösche, daß ich immer sehen möge, was du für mich gelitten, um nie hart gegen dich zu sein.

„Und wärest du es, so soll meine Liebe schon wieder erweichen.“

Dubizza kehrte mit ihr als Gattin zurük, die er als Geliebte mit sich genommen. Er hörte den dritten Tag nach seiner Ankunft, daß seine Mutter noch litte. Und sprach er zu sich: bindet ihre Behandlung mich denn von der Pflicht los, sie glüklich zu machen, und ihr Elend zu enden. Der Gedanke macht ihn nachdenkend, und Anzisa selbst konnte ihn nicht aufheitern.

Am Abend sagte er seinem Weibe, er würde diese Nacht im Walde zubringen. Sie bat ihn, nicht zu bleiben, sie beschlos aber ihm nachzugehen. Er gieng ins väterliche Haus. Er fand die Mutter vor unsinnigen Schmerzen sich wälzen. Sie rief nach Wasser, und ihr Mann war vor Erschöpfung eingeschlafen. Er ergriff den Augenblik, schüttete aus einem kleinen Gläschen etwas ins Wasser und gabs ihr. Sie schrie noch einmal fürchterlich, und dann gab sie den Geist auf. Noch schlief der Vater. Dubizza küßte die Leiche auf den Mund, und gieng. Anzisa stand wie versteinert vor der Thür. Sie hatte dem Auftritte zugesehen, und die Wahrheit gemuthmaßet. Dubizza nahm sie beim Arm, und schweigend giengen sie fort.

Sie hat ausgelitten, war sein erstes Wort.

„Solltest du daran schuld sein? Dubizza!“

Allerdings bin ichs, und freue mich, daß ichs bin. Jezt würde sie noch winseln. Ists nicht Freude, Anzisa, dem Winseln der Leidenden ein Ende zu geben?

„Aber einer Mutter den Tod befördern; o Dubizza, das ist hart.“

Vorurtheil! Das sag ich dir Anzisa, wenn ich einst so elend bin, und du tödtest mich nicht, so fluch ich dir noch sterbend, so lieb ich dich im Leben auch gehabt habe.

„Nein, das kann ich nicht. Deine arme Mutter wird mir nicht aus dem Sinn kommen. Wär ich doch dir nicht nachgegangen. Ach ich habe einen Müttermörder zum Mann.“

Dubizza wurde jezt böse. Er befahl ihr davon zu schweigen. Aber das Weinen konnte er doch nicht in ihr unterdrüken. Sie war trübe, und blieb es.

Indessen war Dubizza nicht ganz unbewerkt geblieben. Einige Nachbarn hatten ihn ins Haus gehen sehen, und als der Vater am andern Tage mit Thränen erzählte, sein Weib sei, während daß er geschlafen habe, gestorben, so antwortete man ihm, es würde also wohl während der Zeit geschehen sein, daß Dubizza mit Anzisen bei ihm gewesen.

Dubizza war da, fuhr der Alte auf, und im Augenblik durch seine Seele das ganze Gespräch, was er vor einigen Tagen mit ihm gehabt hatte. Er kehrte betäubt ins Haus zurük. Er sahe sich um, und erblikte das Wasser im Kruge, aus dem sein Weib zu trinken erhalten hatte, grün. Er gos etwas aus, und gabs

einem Hunde. Dieser lebte keine Viertelstunde mehr. Nun war er seiner Sache gewis. Ungeheuer, rief er aus, du hast deine Mutter umgebracht.

Er lief hinaus in den Wald. Dubizza war nicht in seiner Hütte, aber Anzisa war da. Sie weinte und beklagte des Alten Verlust.

Ha, Schlange, du warst ja dabei, sprach der ergrimmte Vater. Hast du vielleicht den Gift eingeschüttet, du vielleicht ihr den Trank gereicht?

Wißt ihr, stotterte die unglükliche Gattin heraus —

O ich weis eure Bosheit, euer teuflisches Unternehmen —

„Ich bin unschuldig. Beim Himmel, Vater, ich bin unschuldig. Ich schlich meinem Manne nach, weil er so tiefsinnig umhergieng, glaubte, er würde sich ein Leid thun, und sahe, was ich nicht wußte, daß er Gift in das Wasser that."

Du wußtest nicht, daß es Gift war, und weißt es jezt?

„Er hat mirs gestanden."

Gut, das soll ihm den Hals brechen. Das ist schön. Das hilft mir.

„Vater, Ihr werdet doch gegen euren Sohn nichts vornehmen?"

Was? Nichts vornehmen, gegen den Muttermörder, gegen den Mörder meines Weibes. Ein Paar hat er getrennt, was sich so zärtlich liebte.

„Aber ich lieb ihn auch, und er ist euer Sohn."

Er kann das Weib so gut umbringen, wie er der Mutter den Tod gab. Hüte dich!

„O ich wollte, er hätte mich im Walde umgebracht, statt daß er mir Liebe antrug, so hätte ich nicht gesehen den Greuel, daß der Sohn gegen die Mutter, und der Vater gegen den Sohn wütet.“

Sei ruhig, Anzisa. Ich nehme dich zu mir. Du sollst meine Tochter werden.

„Laß mir meinen Mann, Vater da thut ihr mir die größte Wohlthat.“

Nein, das kann nicht sein. Wolltest du, ich sollte ihn leben lassen, damit er noch mehr umbrächte. Wolltest du, ich sollte nicht sorgen, daß er seine Strafe hier bekäme, um dort nicht sie tausendfach zu erhalten.

„O daß ihr recht habt, Vater. Ich armes verlaßnes Weib!“

Dubizzas Vater that jezt den Vorschlag, daß sie gleich während seiner Abwesenheit mit ihm gehen sollte, weil die Wuth der Entdekung ihn sonst zu Mishandlungen gegen sie verleiten könnte. Weinend gab Anzisa ihre Einwilligung, und verlies die Hütte, wo sie nur Tage mit Dubizza glüklich gelebt hatte.

Dubizza kehrte zurük, und fand sein Weib nicht. Er war außer sich. Er brüllte ihren Namen durch den Wald. Er hallte wieder, aber keine Antwort erfolgte. Seinen Namen rief niemand ihm entgegen.

Treulose! rief er, auch du hast mich verlassen.

Du meine einzige Seligkeit, bist von mir gewichen. Er eilte in den Ort, und zu ihren Eltern.

Er trat kaum ins Haus, so rief man ihm entgegen: Was will der Muttermörder hier. Weg aus unsern Augen, weg zur Schande und Strafe.

Dubizza schlug die Augen nieder. So ists möglich, sagte er, möglich, daß ein Weib, das ich so unendlich liebe, mich verrathen kann?

Sie hat dich nicht verrathen, sagte ihr Vater! Um Anzisens willen muß ich mit dir reden, obgleich ich mir vorgenommen hatte es nicht zu thun.

Er erzählte ihm hierauf die Geschichte, so wie er sie von Dubizzas Vater gehört. Der unglükliche Mann sahe Anzisa vor sich verloren, und kehrte zu seinem Walde, ohne das väterliche Haus besucht zu haben. Er konnte muthmaßen, was ihm bevorstünde, daß er bei seinem Fürsten würde verklagt werden. Er konnte fliehen; die Gelegenheit dazu war da. Er überlegte es ob er es thun sollte.

Du seztest dich in den Ruf eines Bösewichts, sagte er zu sich selbst, und bist du es? Hattest du die Absicht zu schaden? Und nur die Absicht zu schaden macht ja den Bösewicht. Mutter! Mutter! Du lebst gewis — dankst mir gewis, und kannst mich nicht vertheidigen. Aber was zage ich denn? Hier sind nur zwei Fälle möglich. Entweder man hört mich, und meine Vertheidigung und spricht mich los, und in dem Falle bin ich frei und alles aus Ehren, oder man spricht mich schuldig, und mein Leben ist dann dahin. —

Und dann Dubizza stirbst du eines schimpflichen Todes? — Nein, das gewis nicht, davor werde ich sorgen — aber entlaufen nicht.

Dubizza blieb nun ganz ruhig in seinem Hause. Anzisa lag ihm sehr am Herzen, wenn er an sie dachte, so wars ihm warm und wild, dann vergaß er sich wohl, rannte im Walde umher, brüllte seine Leiden aus, und kehrte mit einem belasteten Geiste wieder zurük.

Sein Vater hatte indessen dem Fürsten den Vorfall berichtet, wie er war, und diesem kam er so eigen vor, daß er selbst hinreisete, um dies Original von Menschen zu sehen und die Grundsäze zu erforschen, die die Natur ohne Anweisung so entschlossen bestimmen konnte.

Er kam an, und lies Dubizza sogleich gefangen nehmen. Die zu ihm geschikt waren, fürchten sich und zitterten vor dem Augenblike, weil sie glaubten, er würde sich widersezen, seine Stärke kannten, und wenigstens einige Leben verloren hielten. Sie schlossen falsch. Dubizza sahe sie ankommen, und blieb ruhig in der Thür seiner Hütte sizen. Man kündigte ihm an, man habe Befehl ihn zum Fürsten zu bringen, und er erbot sich gleich mitzugehen. Eben so ruhig ließ er sich ins Gefängniß bringen.

Wie der Fürst erfuhr, er wäre da, so lies er ihn ganz allein zu sich kommen.

Dubizza, sagte er, ich habe eine schrekliche That von euch gehört. Ihr habt eure Mutter ermordet.

„Wenn du, Fürst das Mord nennst, daß ich meine Mutter ihrem Elende entrissen, so hast du recht, so magst du mich strafen. Ich nenne das nicht so.“

Wie kannst du aber wissen, ob deine Mutter nicht noch bestimmt war, irgend ein gutes Werk in der Welt zu vollbringen?

„Das konnte sie nicht. Nichts gutes, nichts schlechtes konnte sie mehr thun: Sie mußte sterben. Frage den Arzt, den sie hatte. Sie mußte noch lange so leiden, wenn ich ihr nicht vom Leben half.“

Vielleicht aber wäre dieses Leiden ihr als Strafe für Vergehungen angerechnet, und du hättest nun durch deine Voreiligkeit eine weit härtere vorbereitet.

Wenn meine Handlung ja Verbrechen wäre, so müßte ja ich gestraft werden, nicht sie. Wenn der Gott, der uns alle gemacht haben soll so gerecht ist, so werde ich seiner Züchtigung nicht entlaufen, so wenig ich jezt der deinigen entlaufen bin, obschon ichs konnte. Ich denke so, wie ich den Gedanken in meinem Kopfe fühle, ich spüre dann, daß er in mein Herz heruntersteigt. Da werde ich gewahr, ob er mir gut deucht, und ist das der Fall so verwandle ich ihn in eine Handlung. So denke ich auch sollt es jedermann machen. Also für meine Mutter kann ich in der That meinetwegen nicht besorgt sein.

Aber du hast doch deinen Vater gekränkt, der die Mutter selbst krank und siech noch bei sich zu haben wünschte. Du hast ihm den besten Theil seines Ichs geraubt.

„Der Vater war ein Narr, mein Fürst. Wer das Elend eines Menschen zu vermehren wünscht, der kann nur ein Narr sein. Er ist schwach von Alter. Es wäre auch ihm besser gewesen, er hätte gleich etwas von dem tödtenden Saft bekommen, und hätte ich das alles so vorher gewust ich hätte es ihm auch gegeben. Was hat er mir nicht alles böses gethan. Mein Weib hat er mir abspenstig gemacht, mich hat er meiner Freiheit beraubt, und was du über mich beschliessest, das hab ich doch ihm zu danken. Ich mag nachdenken, wie ich will, so kann das für ihn nicht gut sein, und fast mache ich mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht schon von der Welt geschaft."

Dubizza! du vereitelst meine Absichten, wenn du so fortsprichst. Ich wollte dich von der Strafe retten, weil falsche Grundsäze, und nicht Bosheit dich verleitet. Aber deine Denkungsart ist gefährlich. Du sprichst von neuen Verbrechen und die muß ich verhindern. Ich muß dich strafen, damit wenigstens die Furcht vor der Strafe dich von neuen Verbrechen abhalten möge.

„Ich will nicht untersuchen, Fürst, in wie weit du Macht hast mich zu strafen. Es würde mir auch zu nichts helfen, denn du würdest wahrhaftig deine Macht nicht ablegen, wenn ich dir auch beweise, daß der Natur Wille ist, ich soll Mensch sein, wie du, und du wie ich. Aber daß ihr Grosse straft um euch furchtbar zu machen, daß ihr die Menschen durch Schläge zwingen wollt, euch gehorsam zu sein, das ist die gröste

Ungerechtigkeit, die man finden kann. Du bist ein Tyrann für deine Länder, denn du saugst das Mark heraus. Sehr gleichgültig würd' es mir sein, einen Fürsten umzubringen, wenn ich dadurch Gutes stiften könnte. Aber da ich gewis weis, ich stifte es nicht, so unterlaß ichs; tödtete ich dich, so käm' ein andrer an deine Stelle, und der wäre vielleicht noch schlimmer. Du siehst also, daß ich nicht so gefährlich bin, wie du es denkst. Nicht so fürchterlich den Bösen, wie du glaubst, weil es immer noch Böse giebt. Vor mich können sie ruhig schlafen. Aber Elend, das rotte ich gern aus. So hab ich vor einigen Jahren einen Bettler —"

Dubizza! fiel der Fürst schnell ein, sag mir nicht, was du gethan hast. Ich habe dich zu lieb gewonnen, und es könnte diese Liebe verdrängen. Ich habe etwas mit dir im Sinn.

„Ich stehe unter deinen Befehlen, Fürst, das weis ich, und ich werde dir gehorchen, so bald ich kann."

Der Fürst klingelte. Dubizzas Vater und Anzisa traten ein. Dubizza, den der Anblik durch die Seele gieng drehte sich weg von ihnen.

Dein Sohn ist nicht so schlimm, sagte der Fürst als du denkst Vater. Vergieb ihm seine Uebereilung denn es war keine Bosheit dabei.

„Ich kann ihm nicht vergeben, Fürst. Siehst du nicht seine Bosheit noch. Wendet er sich nicht von mir und seinem Weibe weg?

Jezt trat Dubizza vor. Ich soll euch gewis

frohlokend entgegen gehen, daß ihr das große Gesez der Natur verläugnet, daß Weib und Vater am Sohne zum Verräther geworden. Sonst pflegte man wohl zu sagen, sein eigen Blut, ist eigen Gut. Aber du Vater betrachtest mich wie einen Bastard, der dir nicht angehört. Was soll ich dir sagen, Anzisa? Du bist jung, schwach, verführt. Wenn du zurükkehren könntest!

„Ich darf nicht mehr mit dir leben. Der Pope hat mir gesagt, du wärst ein Verdammter, und ich wäre mit verdammt, wenn ich nur eine Stunde bei dir bleibe."

Den Popen soll das Donnerwetter erhaschen, Fürst! den mach ich aus Rache kalt.

Siehst du, Fürst, sprach der Vater, was wir zu erwarten haben.

Dubizza, nahm der Fürst das Wort, wenn du Mörder aus Rache bist, so fehlst du, und dann muß ich dich strafen. Aber ich kann das nicht von dir glauben. Ueberlege diesmal: Der Pope denkt, nachdem er glaubt, du denkst, nachdem du glaubst, wie kannst du ihn deswegen zur Rede stellen?

„Wahr! Ich könnte meine Rache unterdrüken."

Aber doch nicht mehr mit dir leben, sezte Anzisa hinzu, denn ich muß meinem Glauben treu bleiben —

Fürst. So will ich einen Vorschlag thun; ich will dich zu mir nehmen, du sollst in meinen Diensten bleiben.

Vater. So geh ich an die Monarchin, Fürst, wenn du den Mord ungestraft läßt.

Anzisa. Und ich bitte dich, Dubizza, hier zu sterben. Ich liebe ihn. Blut verlangt Blut, sagt der Pope Und wenn er wieder stirbt, so wird er nicht verdammt, und wenn er nicht verdammt wird, so komm ich wieder zu ihm. Und dann, sagt der Pope, kann ich ihn dort noch mehr lieben als hier.

Dubizza. Narrenspossen! Sag mir, Fürst was willst du mit mir anfangen? Soll ich mit dir reisen, und sehen, wie deines Gleichen das Elend anderer befördern, wenn auch du es nicht thust. Das könnte ich nicht ertragen. Glaubst du, ich werde aufhören, Seligkeit da zu geben, wo ich Hölle sehe? Ich weis, was drüben ist, das ist wahr. Aber weis ich denn nicht, daß ich andern durch Ungerechtigkeit nicht schade, sondern blos mir? Glaubst du, daß die du drükst davor gestraft werden, daß du sie drüktest? Daß nicht du allein gestraft wirst? Glaube mirs, du selbst hättest einen scharfen Aufseher an mir.

Fürst. Den wünsche ich um mich zu haben.

Dubizza. Und ich wünsche nicht um dich zu sein. Schenk mir meine Hütte im Walde wieder, und befiehl Anzisen bei mir zu bleiben. Dann verlaß ich den Wald nie.

Fürst. Wie kann ich dir befehlen?

Dubizza. Und mir kannst du doch befehlen, und kannst mich strafen? So seid ihr Fürsten. Ihr maßt euch Rechte an, die ihr nicht ihrem Umfange

nach kennt. Deswegen dehnt ihr sie bald zu weit aus, bald schrenkt ihr sie zu enge ein.

Fürst. Ich kann nur befehlen, wo ich Gehorsam fordern darf.

Dubizza. Gut, ich darf Gehorsam von meinem Weibe fordern. Ich will, sie soll mir folgen.

Anzisa. Wärst du kein Muttermörder — ja — Ich werde weinen ohne dich, aber ich kann dein Unglük nicht wollen. Fürst! nimm ihm das Leben.

Dubizza. Das braucht er gar nicht. Höre mich, Fürst. Ich wollte einst mir selbst das Leben nehmen. Anzisa war dabei. Ich zeigte ihr, ich wäre nicht feige. Ich hatte keinen Wunsch mehr auf der Welt, als sie. Ich habe auch noch keinen andern. Du könntest mir das Leben nehmen, und nichts würde mir entgehen. Du willst das nicht. Es scheint, ich daure dich. Wenns meine Mutter nicht allein ist, wenn ich dir sage ich mordete noch einen Menschen. Ich gab ihm Wein zu trinken, bis er nichts von sich wußte. Und ohne Schmerz und Gefühl lies ich ihm diese jammervolle Welt verlassen. Vielleicht kömmt dirs da nicht so schwer an.

Fürst. Dein Urtheil hast du dir nicht gesprochen, aber meine Verzeihung hast du verscherzt. Ich will dein Blut nicht auf mir haben, aber unter Menschen kann ich dich nicht leben lassen, weil du ihren Werth nicht kennst. Ich verurtheile dich zum ewigen Gefängnis.

Dubizza. O du barmherziger Richter! Du

bist in der That sehr mild. Statt eines herben Augenbliks, giebst du mir viel tausend. Ich weis wohl was Leben ist. So wie ich mit Anzisen hätte leben können, wär es Wonne gewesen. Aber ich weis noch besser, was Freiheit ist. Gefängnis ist mir ärger als Elend. Deine Gnade kann mich also nicht rühren. Dank dafür kann ich dir nicht schuldig sein. Aber noch eins. Könntest du auch den Ausspruch des Todes über mich thun, so sollte mich doch keine Hand anrühren, die für Geld mordet. So lange man noch Kräfte hat, sich selbst den Tod zu geben —

Bei diesen Worten drükte Dubizza einen scharfgeschliffenen Nagel, den er schon an der Herzgrube angesezt hatte, sich ins Herz, und sank vor den Augen aller um.

Anzisa warf sich über ihn her, zog den Nagel aus der Wunde, und alles Leben mit ihm. Der Fürst bedauerte ihn, der Vater fluchte ihm, und Anzisa gieng zum Popen, um dort Trost zu holen.

Lord Pisport.

Femme fit son malheur. Depuis
Le Grandpere Adam jusqu'ici
Nul autre malheur fut en terre —

In Paris lebte ein Engländer den wir den Lord Pisport nennen wollen. Vaterländische Luft war ihm ehedem immer die liebste gewesen. Freiheit hatte er geathmet und gab sie von sich, wie irgend einer in England.

Despotismus war ihm Misklang, und Unterjochung durch sein Ohr nur gelispelt, stimmte ihn zu Ausschweifungen. Befehle durften in seiner Nähe nicht gegeben werden, und unter den Fittigen des freien Willens genossen selbst seine Bedienten der Macht, ihm aufwarten zu wollen, und nicht zu müssen.

Man darf deswegen aber nicht glauben, daß Lord Pisport minder gut bedient gewesen wäre. Er hatte auch den freien Willen, seine Leute zu bezahlen, oder nicht zu bezahlen, denn seine Akkorde lauteten nie über vier und zwanzig Stunden. Nach diesem Zeitraum konnte der Bediente das Haus verlassen oder bleiben, Lord Pisport aber konnte auch ihn gehen lassen oder behalten. Auch kam der Mann nie dadurch in Verlegenheit, denn war sein Kammerdiener abgegangen, so vertrat er selbst die Stelle seines Kammerdieners bis er einen neuen hatte, ohne daß das Ding ihm irgend Beschwerde gemacht hätte. Dadurch nun, daß er an Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit, an Arbeit und Müßiggang, an Fülle und Genügsamkeit sich gewöhnt hatte war Lord Pisport zu dem großen Glük gelangt, von seinen Leuten unabhängig zu sein.

Ob hierzu sein Reichthum mittelbar und unmittelbar nicht beigetragen, ob ohne diesen seine Idee von Freiheit in dem Grade bestand gehabt hätte, zu dem er sie auftrieb, das will ich nicht genauer untersuchen, sondern so bescheiden sein, dem Manne das Verdienst zu lassen, was den Umständen vielleicht größtentheils gehört.

Aber so frei Lord Pisport unter Gottes Himmel von allem übrigen Zwange war, so gab er doch einen Punkt, von dem er sich nicht loshäkeln konnte. Zwei alte Onkel und fünf ditto Tanten waren eine Plage für ihn, die er nach seinen übrigen Begriffen respektiren müsse, ein nothwendiges Uebel, das er in ein zufälliges Gutes zu verwandeln nicht fähig war, ein qui pro quo, das ihn gewaltig zu Leibe gieng, die Liebe der Freiheit vorzuziehen, und sich dem Joche des Standes, der heiliger als alle Heilige ist, der lieben Ehe zu unterziehen.

Lord Pisport war kein Damenverächter. Eben mit seiner Freiheit war es so ganz harmonisch verbunden, daß er diesem Geschlechte als Mann sich darstellte, daß er keine Gelegenheit versäumt hatte, die zur Kokettерie ihm angeboten worden, und unter Londons wahren Schönheiten, die nur irgend auf Anbetung Ansprüche machten, war wohl keine, die nicht die Wichtigkeit seiner doppelseitigen Gründe zur Zufriedenheit in Augenschein genommen.

Umstände aber mancher Art, die ihm dabei aufgestoßen, hatten ihm genauere Kenntnisse vom Ehestand verschaft, als ein Junggeselle, der sich ihm zu widmen denkt, eigentlich haben sollte. Kenntnisse, die den Augen solcher Kandidaten ganz verborgen bleiben müssen, wenn sie nicht jeden Reiz zum Anbeißen verlieren, nicht jedem Triebe nach Freude bei Gattinnen sich mächtig widersezen sollen.

Dem Lord Pisport waren Weiber entgegen ge-

kommen, für deren Tugend er eine Seligkeit verschworen; Männer hatten ihm selbst Gelegenheit gemacht, für deren edlen Charakter er tausende von Guineen verwettet hätte. Bei einer hatte Rache über eine unbedeutende Versagung einer Kleinigkeit in einer launigen Stunde ihres Mannes, bei der andern hatte bloße Liebe zur Veränderung, bei der dritten ein schöner Ring, den sie an seinem Finger erblikt, bei der vierten eine wollüstige Regung in Abwesenheit ihres Mannes ihm die Schäferstunde schlagen lassen.

Dergleichen Grillen konnten ja Lord Pisports Gattin ebenfalls anwandeln, und dann war er le Cocu, der er nun einmal nicht sein wollte.

Also wehrte er sich, so gut er konnte, und hatte sogar beschlossen, um der Zudringlichkeit der Famille viellarde zu entgehen, sich ein Jahr aufs Land zu begeben.

Vielleicht wäre dieser Entschluß nicht so rasch gekommen, wenn nicht les cheres On les et Tantes einen Gegenstand für seine Liebe angegeben, der sehr vomitivisch für ihn wirkte, und durch einen erregten motum peristalticum inversum ihn schon einmal bald an den Rand des Grabes gebracht hätte.

Zu Kapituliren war also gar nicht möglich. Nicht als ob der Gegenstand häßlich gewesen wäre; im Gegentheil Grazie und Anmuth waren schon in tausend Sonnetten besungen, aber eben dieses besungene Wesen war ihm nicht anständig. Er wollte ein unbesungnes, wenn er ja sich zu diesem Stande bequemen soll-

te, und wie der Geschmak in der Liebe bei jedem, der sie fühlt, verschieden ist, so war auch bei Lady Brixen das Auge, was der ganzen Welt blau war, für ihn aschenfahl, der Ambraduftende Mund durfte ihm widerwärtig, der gewölbte Busen war ihm viel zu elastisch, die schönsten blonden Haare schienen ihm ins röthliche zu fallen, kurz, es gab an dieser Dame keine Eigenschaft, die Lord Pisport nicht anders gefunden hätte, als sie dem Anblik der übrigen Welt erschien.

Gerade aber am Morgen, an dem Lord Pisport das Land zu beziehen entschlossen war, war auch ein groser feierlicher förmlicher Besuch von Seiten der Familie ältern Schlags beschlossen worden, und sechs Wappenkutschen erschienen, als schon jenes Reisewagen vor der Thür hielt, der dann diesen ehrfurchtsvoll sogleich Plaz machte. Aus der ersten erhoben sich seiner Herrlichkeit der dike Lord L*, 84 Jahr alt, Anherr anjezt des pisportischen Stammes. Alter und Schwere nöthigten ihn an zwo Krüken zu gehen, die vom seltensten Holze ausgeschnizt unter beiden Armen auf beiden Seiten das Familienwappen hervorbliken liesen. An zwei Bediente gelehnt keuchten Dieselben die Stufen des Pallasts hinauf.

Hinter ihnen erschienen Lady M. älteste Schwester seiner Herrlichkeit, um nicht mehr als grade dreiviertel Jahr und 4 Wochen jünger als dieselben. Eine Dame war diese, die den ersten Ruf in England von jeher behauptet, und dabei so strenge tugendhaft gewesen war, das keiner, der sich nicht einer Krone am

Wagen erfreuen konnte, ihr je ein Wort hatte sagen dürfen, welches die Grenzen des Respekts nur um ein Sandkorn überschritten hätte. Sie hatte Lady Brixen in ganz besondre Protektion genommen, weil sie behauptete, sie selbst habe ehedem sehr viel ähnliches mit dieser bezaubernden Schönheit gehabt. Zwar verrieth keiner ihrer jezigen Züge etwas davon, daß sie nur einen Anstrich von Schönheit gehabt, aber sie berief sich auf ihre Anbeter als Zeugen, und diesen war das Maul bereits längst mit einer Handvoll Erde gestopft. Wer konnte sie also widerlegen?

Nach ihr kam in der Ordnung der zweite Onkel, Ritter W*, tapfrer Held zu See und Meer, dem es ganz einerlei gewesen sein würde, wenn sein Neffe geheirathet, wenn nicht die Tanten es dahin gebracht hätten, daß er, um ihrer los zu werden, zu allem die Hand bot, was sie nur zu unternehmen für gut fänden, außer daß er das einzige ausnahm, selbst nicht heirathen zu dürfen. Zwischen ihm und Lady M* war eine Kluft von fünfzehn Jahren. Alle Zweige der fruchtbaren Mutter, die in dieser Zeit zum Vorschein gekommen, hatte der unerbittliche Tod sich zugeeignet. Seit dem fünfzigsten Jahre des Ritters, als da er von der lezten Seekampagne zurükgekehrt war, hatte man ihm, wegen seines guten Aussehens, angelegen, seine Tage noch mit einer Gattin zu theilen, und nach sieben Jahren, durch die er sich ängstlich durchgeschlagen, hatte die Versicherung, seinen Neffen gleich den

andern zuzusezen, ihn von den vier Plagegeistern frei gemacht.

Die drei andern Tanten nahe unter oder über fünfzig, glaubten noch ganz leidlich auszusehen, und erwarteten, ohne doch gar zu sicher darauf zu rechnen, ob nicht noch irgend ein seinem Ziele sich nähernder Lord, das Register seiner Thorheiten mit ihnen zu beschliessen, rathsam fände, denn sie waren alle drei, unbewust aus was für einer Marotte der jungen Lords ihrer Zeit, sizen geblieben, und wußten so viel liebliches vom ledigen Stande, daß man sie hätte bewundern müssen, wenn nicht jedes Wort mit einem so gezwungenen Zuge ihres Gesichts in Kollision gekommen wäre, daß man sich abstrahiren konnte, sie bissen in einen sauren Apfel.

Dieser Zug trat unangemeldet im großen Saal des Lords Pisport, der, durchs Geräusch aufmerksam gemacht, aus seinem Kabinet hervorkukte, und mit einem durchdringenden: Goddamm! die Thür wieder zuwarf.

Indessen mußte erschienen sein, und nach einem übergeworfenen Surtout trat man zur Mittelthür herein, freute sich unendlich, die werthen Angehörigen beisammen zu sehen, klingelte mit vielem Lerm nach Erfrischungen, und gab sich dadurch das Ansehen, als ob man im geringsten nicht verlegen wäre.

Kaum hatten die Bedienten das Zimmer wieder verlassen, als Lady M* das Wort nahm, und in einer pathetischen schönen Rede bewies, es sei endlich ein-

mal Zeit an die Fortpflanzung des Stammes zu denken, und am Ende derselben erklärte, man würde sich nicht eher wegbegeben, bis man die Einwilligung seiner Herrlichkeit habe, bei Lady Brixen anzuhalten.

Sr. Herrlichkeit fanden für gut, sich eine Viertelstunde Bedenkzeit in Dero Kabinet über einen so wichtigen Schritt auszubitten, und verfügten sich daher in dasselbige, geruhete aber keine Minute darin zu bleiben, sondern befohlen Dero Kammerdiener, die Chaise vor die Hinterthür fahren zu lassen, und reiseten anstatt aufs Land, gerade nach Dover und von da weiter nach Paris.

Die Familie wartete die Viertelstunde, kukte ins Kabinet, fand niemanden, erkundigte sich, erhielt die Nachricht, Lord Pisport sei nach Paris abgereißt, sahe sich verwunderungsvoll an, und verlies den Pallast.

Und so wie Lord Pisport die edle Familie verlassen so verlassen auch wir sie, ohne daß Hofnung da wäre, daß wir sie je würden wieder zu sehen bekommen. Sie ist nun auch bei Lord Pisports ganzer Geschichte gerade so überflüssig, wie sie ihm, und vielleicht ganz England war.

Höchstens hätten wir den Leser um Verzeihung zu bitten, daß wir sie ihm aufgeführt. Allein es ist denn doch auch so unrecht nicht, mit einer so edlen Familie näher bekannt zu sein, wenigstens wird Lord Pisport uns dadurch etwas wichtiger.

Froh, wie ein König, von diesen Banden wiederum frei zu sein, eilte Lord Pisport jezt der großen Kö-

nigsstadt zu, schikte gleich nach seiner Ankunft seinen Kammerdiener zurük, und lies Anstalten machen, daß seine ganze Habseligkeit in England verkauft wurde, und das Vermögen nach Frankreich hinüber kam. Dieser stoische Entschluß nahm indes keinen von seinen patriotischen Landsleuten Wunder; denn englische Freiheit läßt sich ohne einen solchen Stoizismus nicht denken, weil nur mit diesem die häufigen Durchschnitte, die sie leidet, übersprungen werden können.

Wir haben schon oben gesagt, daß Lord Pisport für's schöne Geschlecht sehr lebhaft war, so lange es mit seiner Freiheit zusammenstimmte. Wir müssen nun auch noch hinzufügen, daß sein Enthusiasmus für die Freiheit anderer eben so stark war, denn dies entwikelt jezt einen großen Knoten in seinen häuslichen Begebenheiten.

Lord Pisports Name und Reichthum war in Paris nicht unbekannt, was Wunder also, daß man sich Mühe gab, seine Bekanntschaft zu machen. Bekanntlich ist in der großen Pariser Welt das schöne Geschlecht der herrschende Theil, und die Art, wie sie mit dem männlichen umspringen, ist nur in der Gattung von der englischen Freiheit unterschieden, hat aber übrigens gleiche Stärke mit derselben.

Die Gräfin von Belleville machte zu der Zeit das größte Aufsehen in dieser Stadt. Eine Wittwe von neunzehn Jahren sein, alle Grazie zu besizen, die je eine Tochter Evens mag besessen haben, Beherrscherin eines großen Vermögens zu sein, das ist wohl ein be-

neidenswerthes Loos, und wollen wir es einmal wagen, das Schiksal ins männliche Geschlecht zu personifiziren, so mußte es wohl ganz sich in die Gräfin Belleville verliebt haben, daß es ihr all diese Vorzüge einräumte. So wie jene den Tod um seine Sense betrog, so hatte sie das Schiksal seines freien Willens beraubt, und es stand ihr, so weit nur ihr Wirkungskreis reichte, zu Gebote. Unter ihren Scepter beugte sich ohne Ausnahme, was sie gebeugt haben wollte. Als Komet betrachtet, war ihre Extremität, das heißt, der Schwarm ihrer Anbeter unabsehbar groß, und sie empfand kein gemeines Vergnügen, ihn so zu sehen.

Doch kann man sagen, daß dies auch der Belleville einzige Schwachheit war, daß sie dagegen tausend gute Dinge aufweisen konnte, die wieder die kleine Eitelkeit verschönerten. Sie hatte Seltenheiten für Pariser Damen zu Eigenschaften, und zwar Verstand, der nicht blos Wiz war, Beurtheilungskraft, die nicht Leichtsinn schuf, Festigkeit des Charakters, die selbst das Genie du tems nicht verdrängen konnte. Sie konnte in der That nicht allein über eine Sache ernsthaft nachdenken, sondern wußte auch mit einer allerliebsten Wendung den Scherz einer ganzen Gesellschaft oft in Ernst zu verdrehen.

Daher rührte die Achtung, die man im Allgemeinen für sie hatte, der Ruf, der in Ansehung ihrer untadelhaft, das Bewunderungswürdige, was man außer Ihrer Schönheit an ihr fand. Diesen Eigenschaften hatte sie den Respekt zu verdanken, mit dem

selbst die, so sie mit günstigern Augen als andre betrachtete, sich zu betragen wußten, diesen Vorzügen gehörten die Huldigungen, die ihr eignes Geschlecht wider dessen sonstige Gewohnheit ihr bezeugte.

Lord Pisports Ankunft wurde der Belleville im ersten Augenblik hinterbracht, und eben so schnell erfuhr der gute Lord von dienstfertigen Chevaliers, daß die Gräfin die Reine du beau sexe sei.

Daß er sie, daß sie ihn zu sehen wünschte, bedarf keiner weitern Frage, wenn man Pariser Luft, und beider Stimmung denkt.

Schwer aber waren beider Wünsche auch wieder nicht zu erfüllen.

Die Zusammenkunft geschahe, jedoch nicht gleichartig von beiden Seiten. Lord Pisport war nichts weniger als darauf vorbereitet, am allerwenigsten aber war ihm die Möglichkeit eingefallen, die Belleville könnte wohl Eindruk auf sein Herz machen. Diese wußte, sie hatte einen Engländer vor sich, hatte einen Starrkopf auf seine Freiheit vor sich. Sie verlies bei seiner Erscheinung die flatternde Pariserin, und warf sich in den Ton der ernsten aber angenehmen Landsmännin, und das wußte sie mit wenigem Zwange zu thun, daß Lord Pisport bei ihrem Anblik verwirrt wurde, nach einer viertelstündigen Unterredung etwas fühlte, was er noch nie gefühlt hatte, und sich weit schneller beurlaubte, als er willens gehabt.

Seine Verwirrung war der Belleville so wenig entgangen, als seine Vorzüge. Sie seufzete, da sie al-

lein war. Sie fühlte das Ende ihrer Unbefangenheit. Was hilft mir es, sagte sie, daß er mich liebt. Er ist ein Engländer, und ich werde unter ihm stehen. Kann ich meiner Nation das Verdienst absprechen, daß sie unserm Geschlechte mehr hold ist? Er wird edel und großmüthig gegen mich sein. Aber er wird mich einschränken? — Und das werde ich nicht ertragen. Unglükliche Leidenschaft! hättest du doch nie Wurzel gefaßt!

Lord Pisport suchte auf dem Wege zu Haus sichs auszureden, daß er die Belleville schön, und vernünftiger gefunden, nicht allein, als er sichs je von einer Pariserin traumen lassen, sondern als er noch keine Landsmännin gesehen. Aber er widersprach sich selbst in jeder Minute. Er mochte sie vergleichen, mit wem er wollte, so gewann sie unendlich. Er wurde mismuthig, daß eine Französin den Vorzug vor seiner Nation haben soll. Er suchte Fehler an ihr auf. Sie wurden während des Gedankens zu Vollkommenheiten. Er nahm sich vor, sie nicht wieder zu besuchen, und den festen Vorsaz konnte natürlich sonst nichts wankend machen, als daß er bei genauerer Erforschung gewis Mängel genug entdeken würde.

Daß er verliebt wäre, läugnete er sich standhaft. Achtung versagte er ihr nicht. Der zweite Besuch lief sehr unglüklich für ihn ab. Die Gräfin, die, wenn sie nicht tiefer, doch empfindlicher verwundet war, als er, hatte eine Unpäßlichkeit vorgeschüzt, und verboten, niemanden vor sie zu lassen. Aber sie konnte sich nicht

überwinden, dies Verbot bis auf ihn auszudehnen. Er also erhielt Zutritt. Er fand verborgenen Kummer in Augen und Betragen. Das war für seine Gemüthsverfassung ein schlimmer Umstand. Der Britte wird von anderer Leiden tiefer gerührt, als von seinen eignen. Hierzu kömmt, daß man jener Nation diese Leidenschaft nicht sehr zutrauet. Sie war ihm um so auffallender, als sie ihm unerwartet war. Pariserinnen tändeln den Kummer von sich weg. Diese nährte ihn. Ein Beweis, der ihn zur Verzweiflung gebracht hätte, wenn er nicht in dem Augenblike gefühlt hätte, er liebte wirklich.

Da einmal diese Leidenschaft in ihm aufgekommen war, so wollte er sie auch nicht unterdrüken. Er warf sich der Belleville zu Füßen. Er beschwor sie, ihm ihren Kummer zu entdeken. Er entdekte ihr, daß sie ihn vom ersten Monat an gefesselt. Er kenne nichts unglüklicher, als, wenn er ihr misfallen könnte. Die ganze Ergießung des Engländers war rasch und aufrichtig.

Die schöne Gräfin lies ihn aufstehen. Er sollte seine Nation nicht vergessen, sagte sie zu ihm. Lord Pisport bedürfe vor niemanden zu knieen. Sie gestand ihm den ganzen Antheil, den sie an ihm genommen, und nachdem sie sich darüber ausgelassen, daß er mehrmalen verlegen über ihr Lob geworden, so sezte sie zulezt hinzu; Ihr Kummer bestände darin, daß er ein Engländer sei.

Auf einmal erwachte der ganze Nationalstolz. Gräfin! sprang er auf, wie soll ich das nehmen?

Diese Wildheit brachte Trränen in ihre Augen,

und auf einmal war auch seine ganze Empfindlichkeit wieder dahin. Sie weinen! Warum? frug er gelassen.

„Weil sie mir eben jezt die erste Probe gaben, daß ich nicht unrecht fürchtete.“ Sie lies ihn neben sich sezen. „Nicht, Milord, fuhr sie fort, weil ich irgend etwas wider ihre Nation hätte. Nein, sie ist mir verehrungswürdig. Aber das Gefühl der Freiheit, was sie haben, ist mir eben deswegen auch so theuer. Sollte bei ihren Begriffen es wohl statt finden können, daß ihre Gattin ein gleiches Recht an Freiheit habe?“

Statt finden? rief Lord Pisport verwundrungsvoll aus. Welch eine Frage? Bei mir ist entschieden. Sie muß — sie soll gleiche Rechte haben.

Soll sie das, erwiederte die Gräfin, so bin ich ganz zufrieden. Dann hätte mir kein größeres Glük werden können, als ein Britte. Ich darf also meine Lebensart nicht ändern? Ich brauche nicht als Sklavin von ihnen abzuhangen? Liebe allein soll mich zu dem bilden, was ich für sie thun werde?

Alles wurde zugestanden. Lord Pisport glaubte die vollkommenste Braut zu haben. Die Gräfin freute sich, Lady Pisport zu werden. Die wenigen Prätensionen von beiden Seiten machten die Sache kürzer. Der Tag verfloß wonnevoll, und der folgende zeigte sie der Welt schon als ein künftiges Paar. Glükwünsche strömten. Freude belebte ihre Herzen. Allgemeiner Beifall lohnte ihren augenbliklichen Bedenklichkeiten.

Aber der Himmel hieng nicht lange voll Geigen.

Die Gräfin hatte es übersehen, daß sie sich dem Lord in einem ganz andern Lichte gezeigt, als in dem sie eigentlich webte. Sie nahm die Pariser Leichtigkeit wieder vor; und anfangs übersahe der Lord das, weil allerliebste Naivetät darin war. Selbst die Besuche des Schwarms von Anbetern, das ewige Gewirre um sie her, war ihm als Bräutigam nur ein Beweis, daß seine Geliebte einen allgemeinen Triumph davon getragen.

Nachdem aber die Verbindung vorüber war, wollten die Herrn sich auch noch nicht verlieren, und Lady Pisport nahm gar kein anderes Betragen gegen sie an, als wie sie bisher beobachtet. Lord Pisport trällerte manche Minute vor sich hin, und suchte sich den Begriff dieser Freiheit seiner Dame zu entwikeln, allezeit aber kam die seinige dabei in Kollision. Ein Mittel, dies zu verhindern, beide zusammen bestehend zu machen, konnte er sich nicht mehr denken. Also nach und nach doch von der Freiheit herunter, und der Liebe zu gefallen ein Sklav.

Nein! rief er aus. Erwache Pisport, du bist nicht dazu von London weggegangen. Freiwillig muß sie dir nach London folgen.

Es war eben die Zeit, da ihre Toilette vorüber war, Er gieng in ihre Zimmer. Le petit Abbé, eine Art von Zizisbeo, der fast nicht von ihrer Seite kam, und ihm die unausstehlichste Prise war, hüpfte ihm gleich entgegen, dann sahe er noch drei Markis, einige Ritter, ein paar Genies, und ein halb Duzend andere Stuzer, die

er nur dem Namen nach nannte. Wie alle weg waren frug er die Lady: Ob diese Menschen denn alle zum Begriff der Freiheit gehörten, den sie sich gemacht?

Nicht gerade zu, erwiederte sie, und sie dürften mir nur ihr Misvergnügen daran zu erkennen geben, so würde ichs als einen Beweis annehmen, daß ihr Zutrauen zu mir sich geschwächt, und würde sie sogleich von mir weisen.

Diese Wendung, die sie der Sache gab, zwang der Lord, davon abzubrechen, regte aber fürchterliche Gedanken über den jezigen Zustand der Freiheit in ihm auf. Er lenkte das Gespräch ab, und erkundigte sich bei seiner Gemahlin, ob sie sich nicht entschließen würde, eine Zeitlang mit ihm in London zu leben.

Die Dame sahe tief hin, wohin er wollte, und weil sie glaubten, die Fesseln, mit denen sie ihn gebunden, wären unzerbrechlich, so gab sie die Antwort:

Allerdings sei es ihr, in Paris zu leben, unendlich reizender, doch wenn er darauf bestünde, wolle sie sich Zwang anthun, dahin zu folgen.

Das streite freilich, fiel er ein, gegen die ausgemachte Freiheit, allein er wünsche doch zu wissen, wie es in dem Falle gehen würde, wenn seine ihm überlassene Freiheit auch dadurch litte?

In dem Fall, Mylord, sagte sie leichtsinnig weg, in dem Fall müßte jeder den Ort zum Aufenthalt wählen, der ihm am angenehmsten wäre.

So, erwiederte Lord Pisport, küßte ihr die Hand, und verlies das Zimmer. Dieser Entschluß sezte die

Lady etwas in Verlegenheit, und sie überlegte würklich bei sich, ob sie ihm nicht nachgehen, und ihrer kalten Antwort wegen um Verzeihung bitten sollte. Aber die Hofnung, daß er vielleicht selbst wiederkommen würde, hielt sie zurük. Es war noch eine Stunde Zeit bis zur Tafel. Diese wollte sie abwarten, und wann dann der Herr Gemahl auf sich warten ließe, so wollte sie mit einem Schein von Reue sich vor ihm darstellen, und ihn bitten, Scherz nicht gleich als Ernst auszulegen.

Wie sehr wurde ihre Erwartung hintergangen! Nach einer halben Stunde erhielt sie folgendes Billet:

Lady!

Troz dem, daß ich glaubte, es herrsche eine unveränderliche Harmonie zwischen uns, habe ich doch das Gegentheil erfahren. Es würde mir leid thun, England verlassen zu haben, wenn ich nicht dadurch das vollkommenste Frauenzimmer hätte kennen lernen. Doch aber finde ich zwischen beiden Geschlechtern Verbindung mit Freiheit eines jeden unmöglich. Einer muß des andern Sklav sein. Ihnen kann ichs einmahl meiner Denkungsart, dann auch meines Versprechens wegen, nie zumuthen, der meinige zu sein. Ich fühle, daß ich nicht dazu tauge, unter Fesseln mich zu schmiegen. Hier bleiben, und der Welt entweder als einen solchen, oder als einen störrischen Sonderling mich zu zeigen, kann ich nicht. Nach England zurükkehren, ohne die Gattin mitzubringen, von der ich so viel geschrieben, das geht auch nicht.

Ich habe also einen dritten Weg gewählt. Ich hoffe, er wird Ihnen nicht misfallen, denn er ist mit dem edlen Gedanken an Freiheit im genauesten Zusammenhange. Ich wünsche Ihnen das reinste Vergnügen, dessen Sie werth sind, und sterbe als

Anbeter ihrer Vollkommenheiten
Lord Pisport.

Sterbe — rief die Unglükliche, und rannte auf sein Zimmer. Es war zu spät. Mit einer Kugel hatte der Lord seinem Leben ein Ende gemacht.

Herr von P.

Et nullius hominum erat inimicus, sui tantum, vel amicus.

Die Leiche dieses Mannes sahe ich nach dem Tode, den er sich selbst gegeben. Ruhig und fast heiter war seine Miene. Die Stirn, die, wie Freunde von ihm mir versichert, kurz vor seinem Tode, Kummer umwölkt hatte, war entwölkt von allen Leiden. Wenn aus den Zügen des Sterbenden auf den Zustand seiner Seele beim Sterben der Schluß sich machen läßt, so war der seinige in dieser entscheidenden Stunde beneidenswerth. Ich habe nicht geglaubt, daß bei dem, der selbst Hand an sich legt, das der Fall sein könnte. Ich wollte auch erst ihn nicht sehen. Züge von Verzweiflung, die ich erwartete, ließen mich fürchten, der Eindruk möchte haften; und man kömmt leicht in den Fall, das Menschsein zu verwünschen, wenn man zu sehr davon gedrükt wird, und die wunderlichen und traurigen Lagen erblikt, in die es andere sezt, und vor

denen wir bei gleichen Schwachheiten nicht sicher sind. Ich wurde überredet, und gieng, aber es hat mich nicht gereuet. Ich konnte friedlich in sein Gesicht blikken, denn es verrieth Frieden. Es schien zu sagen, im Sterben hab ich mich mit der Menschheit ausgesöhnt.

Wer vermag in die geheimen Triebfedern überlegter Handlungen zu dringen? Wir können uns selbst nicht erforschen, und der Fall sollte bei andern es sein können! Daß dieser Entschluß überlegt war, gaben die Umstände deutlich genug zu erkennen. Er hatte sich mit einem seiner besten Freunde am Abend vorher lange unterhalten. So viel ließ sich merken, daß dieser um den Entschluß wußte, daß er alle Gründe, ihn von dem Unternehmen abzurathen, hervorgesucht, daß aber diese alle, wo nicht so richtig, doch so herzlich widerlegt wurden, daß jener durch Theilnehmung nur noch antworten können.

Doch war Herr von P. vorsichtig genug gewesen, um auch nicht den entferntesten Schein von Antheil auf seines Freundes Gewissen zu bringen, ihm zu versprechen, daß er noch einige Tage ansiehen und sehen wolle, ob andere Gesinnungen in ihm erwachten. Allein kaum war er zu Hause angekommen, als er schon alles entfernte, um in seinem Plane ganz ungestört zu sein.

Um auch den Anblik so wenig als möglich schreklich zu machen, wollte er wie Seneka einst sich verbluten. Er schnitt sich die Adern an den Füßen auf, und ein Behälter mit Sand sollte mit seinem Blute sein Leben aufnehmen. Wahrscheinlich war sein Gedanke

dabei, daß diese Todesart sanftere Gefühle bei denen erweken würde, die ihn zuerst so fänden, als eine schrekliche.

Aber seine Berechnung war unrichtig. Das Blut weigerte sich, durch die entfernten Oeffnungen seinen Weg zu nehmen, und die Natur widersezte sich dieser Todesart. Jezt war er schon zu weit, um andere Masregeln zu einem ähnlichen Tode zu ergreifen. Vielleicht dachte er, wenn der Versuch sich verriethe, würden die Menschen nach ihrer gewöhnlichen Art über andre zu disponiren, ihm seine Freiheit nehmen, und eine Gattung von Schande in sein Leben bringen, die ihn mehr getroffen haben würde, als einen minder edeldenkenden. Ich glaube zwar nicht, daß der Gedanke bei ihm gewesen, daß ein solcher fehlgeschlagener Versuch Verachtung, dagegen ein glüklich ausgeführter Theilnehmung nach sich zieht. Den bedurfte er nicht zu denken. Aber weil sein Entschluß überlegt war, so vermogte ein Hinderniß der Art ihn nicht davon abzubringen. Er hatte einen Schuß gerade durchs Herz. Daß er auf diesen sich vorbereitet, läßt sich nicht denken. Er war also kaltblütig genug gewesen, erst nachdem er sahe, mit dem Verbluten gienge es nicht, eine Pistole zu laden.

Wer kann nach allem diesen behaupten, hier sei Uebereilung und nicht Entschluß. Und da der Mensch selbstständiges Wesen sein soll, da sein Thun und Lassen, sobald es keinen Bezug auf andre hat, blos auf sich selbst geht, ganz allein von ihm abhängt, wer kann auftreten und sagen: Der Mann hat unrecht!

Ich sage nicht, er hat recht. Das kann nur er allein sagen, das muß er sagen, und hatte er unrecht, so kann nur der ihn davon belehren, der unser aller Recht oder Unrecht einsieht, und zu beurtheilen vermag.

Daß er durch Tod und Handlung niemanden betrübte, läßt sich nicht behaupten. Aber ob er nicht voraussahe, daß er diese weit mehr betrübt haben würde, wenn er gelebt hätte, das ist eine andere Frage, über die nur er selbst entscheiden könnte. Die er zu versorgen hatte, verlies er versorgt. Also von der Seite war er gedekt. Seine Umstände waren nicht gerade glänzend, allein auch nichts weniger als mittelmäßig.

Und somit läge also kein Grund außer ihm selbst, warum er den Entschluß gefaßt.

O ja! es giebt einen, der wo nicht zu seinem Keimen, doch gewiß zu der Beschleunigung desselben Anlaß gegeben haben kann.

Wir sind größtentheils auf dieser Welt unterworfen der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Auch außerdem haben wir es mit Menschen zu thun, die, wenn sie gerade nicht unsern Gehorsam, doch eine gewisse Art von Biegung von uns verlangen können, die oft macht, daß wir gewisse Dinge, die andern nicht ungeahndet hingehen würden, von ihnen übersehen müssen.

In einem Falle dieser Art war Herr von P. gewesen. War es einer seiner Obern, oder einer der leztern Gattung, das kann ich nicht bestimmen, genug von einem von beiden hatte er eine Behandlung erfahren müssen, die ihm durch die Seele gieng. Man hatte etwas

gemißbilligt, was gut war, man hatte die Last einer Laune, die man nicht selbst tragen wollte, wenigstens zum Theil auf seine Schultern abgeschüttelt. Er durfte nicht widersprechen. Er mußte einen Verweis einnehmen, wo er keinen verdient.

Wenn nun seine Stimmung gerade schon so war, daß ihm sein Leben eine Last war, wenn es ihm dieses durch diesen Umstand nur um so mehr wurde, wenn — doch wer wird nicht ohne weitere Wenns fühlen, daß er zu entschuldigen ist?

O ihr, die ihr über andere gesezt seid, warum lernt ihr nicht fühlen, wie hart das ist, daß der Mensch dem Menschen unterworfen sein muß? Warum lernt ihr nicht erkennen, wie sehr es euch adeln würde, wenn ihr sorgsam bedacht wäret, euren Untergebnen zu eurem Freund zu machen, wie viel mehr ihr dann Ansprüche auf seine Liebe, auf seine Erkenntlichkeit zu machen hättet! Welche Beruhigung müßte es für euch sein, wenn ihr auftreten und sagen könntet: Ich kenne keinen Feind unter meinen Untergebenen. Wer es ja ist, ists aus Boßheit, mit Recht keiner —

Ich kannte Vorgesezte aus allen Ständen, die das sagen konnten, und ich fand, daß sie den Himmel auf dieser Welt hatten. Die es nicht können, wenn schon keine Hölle ihr Loos ist, verspielen doch ihren Himmel.

Da diese Geschichte neu, und gewis vielen meiner Leser bekannt ist, so bitte ich diejenigen, welche unter diese Zahl gehören, nicht etwa einen Misbrauch davon zu machen. Meine Absicht ist nicht unedel, legten sie mir

sie bei irgend einem von denen, welche die Sache näher angeht, so aus, so beleidigen sie sich selbst am meisten.

Blos die ganz andere Stimmung, in der ich war, als ich diesen Mann gesehen hatte, hat mich bewogen, seine That öffentlich aufzuführen. Ich will denen, die so kasuistisch strenge über den selbsteignen Heimgang aus dieser Welt urtheilen, dadurch zeigen, wie sehr sie sich übereilen.

Großmüthiger Selbstmord eines Wilden.

Im lezten amerikanischen Kriege, bei einer der unglüklichen Affairen, wo die Engländer den kürzern zogen, wurde einer der in Sold genommenen Truppen aus Deutschland verwundet, und blieb in einer Ohnmacht für todt liegen. Freunde und Feinde hatten das Schlachtfeld verlassen, als er zu sich selbst kam, und beim ersten Aufschlagen seiner Augen sahe er sich blos mit Todten umgeben. Ein schauervoller Anblik, aber zu gleicher Zeit auch ein freudiges Gefühl, so wunderbar sich wieder lebendig zu sehen. Er sahe sich zwar voll Blut, allein es war alles geronnen, und er fühlte, da er am Körper keine Wunde und keinen Schmerz bemerkte, nur eine Betäubung am Kopf, die bei genauerer Untersuchung einen geschwollenen und mit geronnenen Blut bedekten Hieb verrieth.

Da alle seine Kameraden sowohl als die Wilden noch angezogen da lagen, so konnte er schliessen, daß die Nacht das Gefecht getrennt haben mußte, und daß der glüklichere Theil wahrscheinlich bald wieder er-

scheinen, und die Beute des Sieges in Augenschein nehmen würde.

Jezt berathschlagte er bei sich, was anzufangen, ob, zu bleiben, oder zu gehen. Wären seine Freunde der siegende Theil, so war es rathsamer zu bleiben, weil er dann aus jeder Verlegenheit gerissen wäre. Wären es die Wilden, so war da nichts anders zu thun, als wegzugehen, sonst war sein gerettetes Leben ihm nur ein doppelter Tod.

Aber wohin? Die Gegend war ihm unbekannt, er konnte so gut den Wilden, als seinen Landsleuten zulaufen. Endlich fiel ihm der Gedanke ein, in einem nahen dichten Gebüsch sich auf einem Baum zu verbergen, und da abzuwarten, bis sich die Sache entschieden.

Diesen Entschluß vollführte er. Vorher nahm er von einem seiner Kameraden, die entseelt dort lagen, ein reines Kleid, zog das seinige blutige aus, nahm seine Flasche mit Brantewein, wusch damit sich das Blut vom Kopf, und die Wunde, so sehr die Operation ihn auch schmerzte, rein aus, verband sie, so gut er konnte, füllte mit einigem Gelde und Proviante seiner Kameraden, deren rechtmäßiger Erbe er dort wohl war, seine Taschen und Tornister, und nahm mit zwei geladenen Flinten seinen Weg in einen dichten Baum.

Keine Stunde war verflossen, als eine Schaar Wilder in vollem Jubel angezogen kamen, während fortdaurenden Gesängen Gruben machten, worin sie ihre Todten ausgerüstet, wie sie waren, begruben, die Europäer aber rein auszogen, und den wilden Thieren

zur Speise liegen ließen. Hierauf machten sie sich über allen gefundenen Brantewein, soffen den rein aus, und berauschten sich dadurch so, daß sie alle wie Vieh niederfielen und einschliefen.

Unserm Landsmann schien dies der gelegenste Zeitpunkt zur Flucht. Er stieg vom Baume herab, und der Gedanke jezt in ihm auf: Wie wenn du diese alle im Schlaf umbrächtest, deine Freunde von so viel Feinden befreitest und dich in Sicherheit seztest.

Aber Schauder ergriff seine Seele. Der Vorsaz kam ihm abscheulich vor. Die Geseze des Krieges, sagte er zu sich, sind nicht die. Vielleicht würde man dich loben, vielleicht dich sogar befördern. Aber dein Gewissen würde nie ruhig sein. Menschenmörder wärst du, nicht Sieger im Kriege. Ihm fiel David ein, wie er Saul den Zipfel vom Rok geschnitten, und ihn nicht getödtet. Der Vorsaz war erstikt, aber um ihnen sehen zu lassen, er habe sie in seinen Händen gehabt, nahm er aller Seitengewehre, legte sie zusammen, stekte das seinige daneben in die Erde, und nahm davor das, womit der, der ihr Befehlshaber schien, bewafnet war.

Nun gieng er, ohne daran zu denken, daß die Wilden die Engländer verfolgt haben, und zurükgekommen sein könnten, den entgegengesezten Weg fort, den sie gekommen. Er mußte durch lauter Wüste und Wildniß sich durcharbeiten, und gieng bis in die Nacht, ohne irgend nur ein Dorf oder nur eine Hütte anzutreffen. Ermüdet und in Furcht durch wilde Thiere sein Leben zu verlieren, ergrif ihn äusserster Un-

muth, und er bereuete es schon, daß er sich nicht den Händen der Wilden überlassen.

Er sezte sich nieder, um ein wenig zu ruhen, aber in dem festen Vorsaz nicht einzuschlafen, den die Mattigkeit und die Betäubung von der Wunde am Kopf bald vereitelten. Er schlief ein, schlief fest, und sah sich beim Erwachen nicht mehr von todten Körpern, sondern von einer Menge lebendiger Menschen, und zwar von den nemlichen Wilden umgeben, die er dort schlafend verlassen. Er erschrak zwar etwas, faßte sich aber bald wieder, weil er es doch nicht ändern konnte, und da ihn seine Wunde brannte, war seine erste Bewegung, daß er darnach griff. Er fühlte sie mit einer Art Balsam übergossen.

Man redete ihn nun in der Sprache der Wilden an, wozu er schüttelte, weil er sie nicht verstand. Einer aus dem Haufen sprach englisch mit ihm, und da er schon einige Jahre in Amerika gewesen, hatte er so viel davon begriffen, daß er es verstand und antworten konnte.

Nun sezte sich der ganze Haufe im Kreis um ihn, und einer gerade vor ihn nieder. Dieser hub foldendermaßen an:

Gestern als wir auf dem Schlachtfelde unsers Sieges schwach genug waren, von euren starken Getränken uns zum Uebermaaß reizen zu lassen, schliefen wir, wie du uns alle hier siehest, ein. Wir erwachten, und fanden unsre Seitengewehre auf einem Haufen liegen. Dabei stekte eines in der Erde. Wir sahen uns unter einander an, frugen uns, wer das gethan, nie-

mand wußte davon. Wir nahmen jeder sein Gewehr, das unsers Oberhaupts fehlte. Wir sahen, daß das, so in der Erde stekte, ein fremdes und keins der dem Feinde abgenommenen, war, die wir gezählt und besonders gelegt hatten.

Wir nahmen also als gewis an, daß jemand uns gefunden, und fortgegangen wäre, seine Kameraden zu unserm Untergange herbei zu holen. Wir giengen also in rüstiger Ordnung weiter, lagerten uns die Nacht nicht weit von hier, und fanden am Morgen bei Fortsezung unsers Marsches dich mit dem Schwerte unsers Oberhaupts hier liegen. Wir sahen ohne Umstände ein, daß wir in deiner Gewalt gewesen waren, und du uns zeigen wollen, du habest uns das Leben geschenkt. Wir sind nicht undankbar gegen einen guten Lebendigen. Dich nicht zu tödten, war unsre Pflicht, wir wollten aber mehr thun. Wir untersuchten deine Wunde, und fanden sie brandig. Du hättest in wenigen Tagen daran sterben müssen. Wir gossen unsern Balsam des Lebens in dieselbe, und du wirst genesen. Wir haben dir zwei Leben geschenkt, unserer sind aber mehr als fünfzig, und wir sind dir also noch viele schuldig. Höre, was wir beschlossen haben. Drei Monate werden zu deiner Heilung erfodert. Einer unserer tapfersten Krieger ist von uns ausgeschlossen worden, und muß nach Hause gehen, weil er andern zu viel Gelegenheit raubt, tapfer zu sein, und schon genug Ruhm hat. Er wird dich mitnehmen, wird dein Freund und Versorger sein. Bist du gesund, so kannst du wählen; gefällt es dir bei

uns, so bleibst du. Wo nicht, so kehrst du wohlbelohnt zu den Deinigen zurük. So sind bei uns die Geseze der Dankbarkeit.

Der ehrliche Deutsche konnte kaum glauben, was er hörte. Er fiel auf seine Knie, und dankte der Vorsehung, daß sie den Vorsaz in ihm erstikt, diesen Menschen das Leben zu rauben. Das gefiel den Wilden sehr. Sie sagten, wer das höchste Wesen ehrt, der ist auch gut. Der Deutsche ergos sich in Danksagung gegen sie.

Er wollte jezt mit ihnen fortgehen, aber sie litten das nicht. Sie machten ihm ein Bett von geflochtenen Zweigen, und versicherten ihn, in einer Stunde würde er ein Fieber haben, welches das schlechte Blut von dem guten absonderte, und ihn eigentlich heilen müßte. Man trug ihn also.

Der Erfolg war, wie sie gesagt hatten. Man trug ihn bis in die Wohnung des Wilden. Er brachte, troz der Güte der Arzneimittel drei Monat zu, ehe er gesund wurde. Während dessen lehrte der Wilde ihn seine Sprache.

Was ihn aber Wunder nahm, war, daß er nie des Nachts zu Hause blieb, sondern Abends weggieng, und früh wiederkam. Er frug ihn einst, warum das geschähe. Der Wilde antwortete: Das könne er ihm nicht sagen.

Endlich nach einem halben Jahre, als sie beim Abendessen beisammen saßen, sprach der Wilde: Hör' Fremder, du bist ein so guter Mensch und mein so guter Freund, daß ich dir etwas anvertrauen will, was kein Mensch weiß, was das größte Geheimniß meines Lebens ist. Ich habe ein Weib. Da bring ich meine

Nächte zu. Ich hielt um sie an. Ihr Vater wollte sie mir nicht geben. Sie ist mir zu Liebe von ihrem Vater weggelaufen. Das darf bei uns nicht sein. Mir kann er nichts thun, trift er aber sie, so kann er sie tödten. Deswegen verwahre ich sie so sorgfältig. Ich will dich heute mit hinnehmen, und du sollst sehen, ob sie nicht diese Mühe verlohnt.

Er führte seinen Gast in einen Wald und auf hundert Schritt unter der Erde eine Höhle. Für eine Wilde war die Wohnung sauber und fein eingerichtet. Sie war ein schönes Weib, einnehmend und umgänglich. Der gute Deutsche bedauerte sie sehr, daß sie eingesperrt leben müßte.

Was fehlt mir, sagte sie. Ich arbeite am Tage, und des Nachts hab ich meinen lieben Mann. Was mich dauert, ist, daß mein Vater zürnt.

„Sollte er nicht zu versöhnen sein?“

Ich zweifle. Doch vielleicht, wenn du als Fremdling bätest.

Der Mann wollte nicht gern daran, aber sie bat ihn so sehr, daß er nachgab. Der Deutsche konnte nicht glauben, er würde ein Tygerherz vorfinden, und glaubte ein grosses Verdienst sich zu machen, wenn er die Versöhnung bewerkstelligte. Er lies sich von seinem Freunde die Wohnung beschreiben, dieser gab ihm als von der Tochter selbst die Aufträge zur Aussöhnung, und lies ihn mit seinen besten Wünschen reisen.

Dieser langte bei dem Alten an, wurde freundlich aufgenommen, um sein Verlangen befragt, wohl be-

wirthet, und gelassen angehört. Wie er ganz ausgesprochen, sprach der Alte zu ihm: Guter Freund und Fremdling, du hast übel gethan, daß du mir Nachricht von dem Leben meiner Tochter gebracht. Ich muß dir gestehen, ich habe geglaubt, sie habe selbst ihre Schande gefühlt, und ihrer mit ihrem Leben ein Ende gemacht. In dieser Hofnung bin ich ruhig gewesen, und habe sie nicht aufgesucht. Jezt werde ich es. Wisse, solche Fehltritte werden bei unsrer kleinen Nation nur mit dem Tode vergessen. Der söhnt sie erst wieder aus. So lange meine Tochter lebt, ist sie ehrlos. Sobald sie tod ist, ist ihre Ehre hergestellt. Das bin ich als Vater zu bewerkstelligen schuldig. Wärst du von unsrer Nation, ich würde sagen: Zeige mir den Ort ihres Aufenthalts, und ich will sie tödten. Du müßtest mir ihn zeigen, und thätest du das nicht, so fiele ihre Schande auf dich. So kannst du als Fremder das nicht wissen, folglich auch nicht büßen. Aber ich werde nun Ernst an dieses Geschäft wenden. Du ruhe aus und gehe dann in Frieden.

Man kann sich die Angst des armen Europäers denken, da er sahe, er war schuld an der erneuerten Rache des Wilden. Er suchte alles hervor, was einen Stein hätte bewegen können, fühlbar zu werden. Der Alte hörte alles mit an. Du sprichst schön, sagte er, und alles, was du sagst, könnte auf mich wirken, wenn nur der Tochter Ehre dadurch gerettet werden könnte. Aber das ist alles vergebens. Wendedest du deine Beredsamkeit an einen Vater, dessen Tochter gestohlen, gemordet, in Unzucht sich treffen lassen, wohl, du müß-

test Gehör finden. So aber kann die Entlaufene nur dadurch strafbarer werden, daß jemand so viel Schönes um ihrentwillen verschwendet.

Er mußte seinen Abschied nehmen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ich will dir nicht einmal nachgehen, sagte der Alte, um dich nicht glauben zu machen, als ob du irgend Schuld von dem trügest, was nun gewisse Zukunft ist. Aber du wirst mich gewis bald sehen.

Dem ungeachtet nahm der Deutsche seinen Weg so verwirrt, daß, wenn der Alte ihm auch gefolgt, er seine Spur gewis verloren haben müßte. Er brauchte drei Tagreisen länger auf dem Heimwege. Wie er in die Hütte seines Freundes kam, saß dieser traurig am Tisch, sprang aber bei seinem Anblik auf, und fiel ihm um den Hals. Ich hielt dich für verloren, sagte er, ich glaubte der Alte habe unsre Rechte verlezt und dich getödtet. Ich hatte Gründe —

Armer Freund, erwiederte der Europäer. Ich fürchte, wir haben übel gethan. Das fürchtete ich gleich, sprach der. „Der Alte will nichts von Versöhnung wissen. Soll ich alles sagen? — Fremdling, das weis ich alles schon. Er sucht sie auf, um sie zu strafen. —„Woher weißt du das?" — Seine Tochter hat drei Nächte schon in der Entfernung sein gewöhnliches Schwertzeichen gehört. Wir haben Abends, ehe wir uns niederlegen, wenn wir unter freiem Felde bleiben, jeder ein besonders Zeichen, damit, wenn Bekannte von uns in der Nähe sind, sie uns aufsuchen und bewir-

then. Das erstemal hat sie es für einen Traum gehalten. Die andern male wäre sie gegangen, aber ich hatte es ihr verboten. Nun will ich, weil ichs gewis weis, ihn heut Abend rufen.

„Du wolltest ihn zu eurem eignen Verderben noch herzurufen?“

Das muß ich, oder ich verleze die heiligste aller Pflichten, die Gastfreiheit. Wenn er mir beweisen kann, ich habe ihn gehört, und nicht gerufen, so werd ich als ein Verworfener von der Nation ausgestoßen.

Sie giengen jezt miteinander zu des Wilden Weibe. Der Europäer erzählte, was er ausgerichtet. Sie weinte, sagte aber doch: Man muß sich darein schiken. Sie sprach viel mit ihrem Manne von ihrem Tode.

Ei, sagte der Deutsche, ihr sprecht davon, als wenn das sein müste. Entfernt euch doch jezt, ehe er kömmt.

Das würde uns nichts helfen, erwiederten sie, er würde uns folgen, und doch finden, möchten wir das ganze Land durchziehen, und jeder weiset ihn zurecht.

So werdet ihr euch doch wenigstens wehren, wenn er euch angreift?

Wo bliebe denn Gerechtigkeit, sagte der Wilde zum Europäer.

Und wo kindliche Liebe, sezte das unglükliche Schlachtopfer hinzu? — Beider Hofnung war nur darauf, daß er sich vielleicht würde erweichen lassen.

Der Abend erschien. Das Schwertzeichen wurde würklich gegeben. Der Wilde gieng zur Höle hinaus. und gab das seinige dagegen. Dem Schalle gieng der Alte nach. Am Eingang der Höle umarmten sie sich, und der Alte freute sich, den tapfern Wilden gesund wieder zu sehen; er habe, sagte er, von seinem Ruhm gehört, und daß man ihn zurükgeschikt, um andern die Gelegenheit nicht zu nehmen, tapfer zu sein.

Mit den Worten trat er in die Höle, und sahe seine Tochter: Du hier! rief er, und du lebst noch,

und deine Schande hat dich nicht långst dahin gebracht, dein Leben zu enden?

Sie fiel ihm zu Füßen, und umfaßte seine Knie, Thrånen strömten ihre Wangen herab. Sie bat ihn so flehend um Verzeihung, daß dem Alten ebenfalls die Thrånen in die Augen traten. Wer kann dir verzeihen? sagte er.

Aber, erwiederte sie, ich habe unter der Erde gelebt. Niemand hat mich gesehen. Wenn ich nun ferner so lebe?

Ist das auch ein Leben, wenn man sich vor den Augen aller Welt verbergen muß. O daß meine Tochter das kann! Håuft das nicht mein Elend? Du mußt sterben, ich kann dir nicht helfen. Steh auf.

Wie du willst, Vater, sagte sie, und küßte seine Füße, und dann seine Wangen.

Håttet ihr nicht erwarten können, bis mein Sinn sich gebrochen håtte! Glaubst du Mann, daß ich nicht endlich erweicht worden wåre? Ich håtte deine Tapferkeit ja wohl belohnen müssen. Nun habt ihr euer Elend selbst gemacht.

Kannst du mir, sagte er nun zur Tochter, noch ein Abendbrod bereiten, so will ich noch einmal mit dir essen, ehe du stirbst.

Ja Vater, rief sie, und lief freudig davon, als ob ihr das Leben schon geschenkt wåre. Sie mache ein Abendessen, und sezten sich zusammen nieder. Dem Europåer war angst, aber er war auch über die Auftritte der Standhaftigkeit erstaunt.

Der Mann des Weibes war sehr trübe, denn seine ganze Glükseligkeit bestand in ihr. Der Alte suchte ihn bei Tische selbst aufzuheitern. Es ist alles eitel und vergånglich, Sohn, sagte er. Dein Kriegsruhm was nuzt er dir? Rechtschaffenheit macht nur glüklich. Trink und sei froh, daß du einen Vater hast der sie schåzet.

Nach einem Weilchen sprach er: Höre einmal, Sohn, du hast an deinem Fremdling einen seltnen Freund. Er ist liebenswürdig, klug, rechtschaffen, das hat er unsrer Nation bewiesen, und wie er für dein Weib gebeten hat, das kann ich dir gar nicht beschreiben. In der Seele hat es mir weh gethan, daß ich ihm seine Bitte abschlagen muste. Ich wollte wohl, er wäre mein Sohn.

Hör, Fremder, wandte er sich zum Deutschen, du hast meine zweite Tochter gesehen, wie gefällt sie dir?

Es ist ein liebes Geschöpf, antwortete der Europäer.

„Und für ihre Redlichkeit, ihre Treue, ihren biedern Sinn stehe ich dir. Willst du sie zum Weibe haben, und bei uns bleiben?"

Ich wollte wohl, sagte der, wie könnte ich besser versorgt werden? Aber ich weis ja nicht, ob ich ihr anstehe.

„O ja, du gefällst ihr. Da du weg warst, sagte sie: so einen Mann möchte ich wohl haben. Er thut so viel für eine Fremde, was würde er für sein Weib thun?"

Wenn das ist, so macht mich glüklich, und gebt sie mir.

Der Alte befahl seinem Sohne ihm ein weisses Stäbgen zu holen, worauf er einige Zeichen machen wollte. Mit diesem sollte der Fremde morgen hingehen, und sie holen. Er wollte so lange da bleiben, um seinen Sohn zu trösten.

Wie dieser die Stäbgen holte, gieng der Europäer mit. Er wird es doch nicht thun? sagte er zum Wilden. Er wird es gewis thun, antwortete dieser. Das ist bei uns nicht anders. Dergleichen geht kaltblütig.

Sie kamen wieder herein. Die Tochter hatte Thränen in den Augen. Der Alte war kalt und gelassen. Er machte seine Zeichen, gab sie dem Deutschen und sagte: Diese machen sie dein eigen. Lebe glüklich mit ihr.

Hierauf wurde noch getrunken, und der Alte bat alle, vergnügt zu sein. Nur seine Tochter war jezt trauriger als vorher, worüber ihr Mann auch einige Verwunderung zu erkennen gab.

Gegen die Mitternachtsstunde sagte der Alte: Nun wollen wir zum Werk. Die Tochter wollte reden. Er legte den Finger auf den Mund, und sie schwieg.

Sohn, sprach er jezt zu ihrem Manne, du weißt, was dein Weib verschuldet hat. Du weißt, daß sie unter meiner Gewalt steht, daß nichts sie davon befreien kann. Du hast dich auch so gut bei allem betragen, daß ich nicht klagen kann. Bei dem, was ich jezt sage, muß alles schweigen. Ich verfluche den, der mir einredet. Ich verfluche den, der mich störet. Ich verfluche den, der sich widersezt. Du Fremder bist jezt mein Sohn, und mußt mir gehorsam sein.

Ich kam in der Absicht her, meine Tochter zu tödten, und ihr und ihrem Manne die Ehre wieder zu geben. Jezt ist das nicht mehr nöthig. Wenn ich mich tödte, ist das nehmliche geschehen. Das will ich jezt. Wie ich kam, konnt ich das noch nicht wollen, denn ich hatte noch eine Tochter zu versorgen. Jezt kann ichs wollen, denn die Tochter ist versorgt. Du kriegst mit ihr zu leben, Fremder.

Ich will sterben. Der Himmel hört das. Der blaue Himmel ist mir gut. Er kennt mein reines Herz. Ich will in diesen blauen Himmel, damit meine Kinder Ehre und Freude haben in dieser Welt. Ich habe meine Tochter lieb. Ich vergebe ihr. Durch meinen Tod vergebe ich ihr. Küß mich, meine Tochter — Küß mich, mein Sohn. Küß mich, mein fremder Sohn —

Der Himmel wird mein Andenken nicht vertilgen unter euch. Macht es der Nation bekannt, daß meiner Tochter Ehre gerettet ist, daß ich gestorben bin für sie. Sagt meiner andern Tochter wieder, was ich euch jezt sage, aber erst, wann sie kömmt.

Ich verfluche den, der über mich klagt, denn ich werde glüklich, und mache glüklich. Ich verfluche den, dessen Thränen über mich er nicht stillt, so bald er kann. Wenns möglich ist soll er keine vergießen. Ich verfluche die, die über mich trauren. Sobald meine Tochter

kömmt, sollt ihr ein frohes Hochzeitmahl halten, und Nachbarn und Bekannte bitten.

Jezt zog er sein Schwert aus, und legte es auf den Tisch.

Ich sterbe gern, sagte er, denn ich liebe auch. Ich verfluche den, der mich hindern will, ruhig mein Herz zu durchboren.

Er nahm das Schwert und sties es durch die Brust. Alles war still. Niemand weinte. Man gieng hin, küßte ihn, zog das Schwert aus der Wunde, heftete sie zu, und legte ihn aufs Bette. Er war schon entschlafen.

Dein Vater war sehr rechtschaffen, sagte der Mann zum Weibe —

Und starb für mich, sezte sie hinzu, und vergoß einige Thränen, die sie gleich wegwischte. Der Mann umarmte sie davor.

Den andern Morgen gieng der Europäer fort. So wie das Mädchen die Zeichen des Vaters sahe, fiel sie ihm um den Hals, und sagte: Du bist mein Mann. Sie machte sich gleich auf, und gieng mit ihm. Sie gab ihm so viel Proben ihrer Zärtlichkeit, daß ers schon da fühlte, er würde es nie bereuen, Europa verlassen zu haben.

Er kam an. Man sagte der Tochter, was der Vater gesagt. Sie weinte nicht. Sie gieng zu seinem Grabe, und küßte dreimal die Erde.

Es wurde ein frohes Hochzeitmahl den siebenten Tag nach des Vaters Tode ausgerichtet.

Der Europäer fand Gelegenheit, diese Geschichte seinen Verwandten herzuschreiben. Er lebt glüklich, und wünscht sich nicht weg.

Inhalt.

S.

1) Marie, schrekliche Selbstmörderin aus Schwermuth. 7

2) Graf von A * * Selbstmörder aus Liebe. 21

3) Listberg, Selbstmörder aus Bewußtsein eines einzigen Verbrechens. 39

4) Friz und Karl, zwei dreizehnjährige Selbstmörder. 52

5) Iwan, ein Selbstmörder, den niemand richten wird. 70

6) Zwei Beispiele, zwar nicht raschen aber desto schreklichern und strafbarern Selbstmords. 77

S.

7) Dubizza, Mörder und Selbstmörder. 89

8) Lord Pisport. 115

9) Herr von P. 132

10) Großmüthiger Selbstmord eines Wilden. 137

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst, 1752-1814

Neue Biographien der Selbstmörder

Bd.: 1

Frankfurt u. Leipzig 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 11 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279797-8
VD18 80423558-001